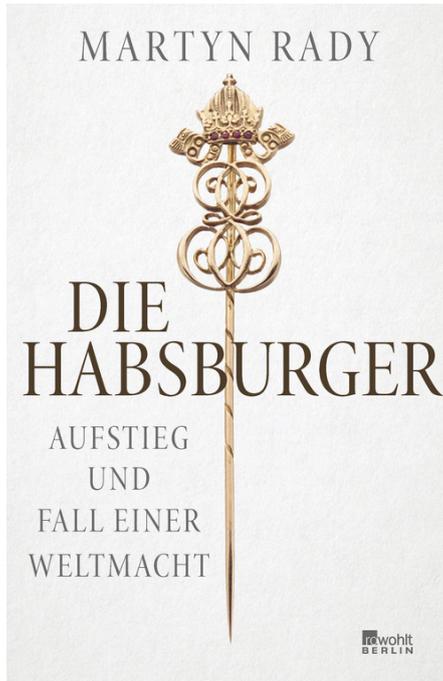


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-7371-0108-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Martyn Rady

**Die Habsburger**

Aufstieg und Fall einer Weltmacht

Aus dem Englischen von Henning Thies

Rowohlt · Berlin

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel «The Habsburgs:  
The Rise and Fall of a World Power» bei Allen Lane, London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt·Berlin Verlag, Mai 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt·Berlin Verlag GmbH, Berlin

«The Habsburgs: The Rise and Fall of a World  
Power» Copyright © 2020 by Martyn Rady

Satz aus der Kepler bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-7371-0108-0

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen  
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern  
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale  
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten  
zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



# Einleitung

## Eine kaiserliche Bibliothek

Die Hofburg, das Winterpalais der Habsburger, ist heute die wichtigste Touristenattraktion Wiens. Pferdekutschen (Fiaker, wie die Wiener die Kutschen für die Touristen nennen) bringen Besucher durch die Torbögen und die schmalen Straßen der benachbarten Altstadt. Durch enge Gassen drängen sich die Massen und behindern unbekümmert den Verkehr, sobald sie die weißen Nasenspitzen der Lipizzanerpferde in ihren Stallungen erspäht haben. Mit Ausnahme des im 19. Jahrhundert erbauten Michaelertrakts ist das Äußere des Palastes eher unscheinbar. Er besteht aus mehreren Innenhöfen, die ineinander übergehen und in denen heute Autos parken. Die sie umgebenden Fassaden sind durchweg in einem gemäßigten Barockstil gehalten.

Die heutige Hofburg ist in gutem Zustand, während auf Fotos und Dias aus der Zeit vor 1918, als weite Teile des Palastes eine Baustelle waren, herabgefallene Stücke des Mauerwerks, Risse in den Wänden und zerbrochene Fenster zu sehen sind. In langen Phasen ihrer Geschichte war die Hofburg eine Baustelle, denn verschiedene Kaiser fügten nacheinander neue Flügel hinzu, ließen dabei abreißen, was im Wege stand, und ersetzten Holz durch Stein. Bis ins späte 17. Jahrhundert war die Hofburg sogar Bestandteil der Stadtbefestigung; sie lag direkt hinter einer der Stadtmauern mit ihren Bastionen. Mit der Belagerung von 1683 unternahm das Osmanische Reich einen letzten Versuch, die Stadt zu erobern. Nach der Niederlage der Türken waren die Habsburger Kaiser dann endlich in der Lage, aus der Hofburg ein

prächtiges Palais, einen zeremoniellen Ort zu machen – im Unterschied zu einer befestigten Residenz.

Im Herzen der Hofburg liegt die Alte Burg aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Bei den Erweiterungen des späten 17. und 18. Jahrhunderts wurde sie weitgehend überbaut, sodass heute kaum noch Spuren der alten Architektur zu sehen sind. Die Alte Burg war ein massiver Steinbau, fünfzig Meter im Quadrat, mit vier Ecktürmen, die hohe Giebeldächer und Dachschmuck aufwiesen. Trotz ihrer Größe war das Innere der Alten Burg düster. Französische Besucher beklagten, der Burghof sei nicht einmal groß genug, um mit einer Kutsche vorzufahren und zu wenden. Auch die engen Räumlichkeiten, die muffigen Treppenhäuser und fehlenden Wandteppiche wurden kritisiert. Aber die Alte Burg war gar nicht dazu gedacht, durch Luxus und bequeme Gästezimmer zu beeindrucken. Sie sollte Stadt und Land zu Respekt und Ehrfurcht animieren und eine Botschaft der Macht aussenden.<sup>1</sup>

Die Alte Burg wurde zum ersten Emblem der Habsburger, deren Dynastie in Mitteleuropa wurzelte. Österreich war ihr Herzland. Darüber hinaus herrschten die Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert auch in Spanien und in dessen Besitzungen in den Niederlanden, Italien und der Neuen Welt. Damals wurde die Architektur der Alten Burg, obwohl militärisch inzwischen obsolet, in den großen Schlössern kopiert, welche die Habsburger in Spanien neu errichten oder restaurieren ließen – etwa in Toledo und Madrid. Selbst nach Amerika wurde dieses Design exportiert. In Mexiko fungierte das viertürmige Blockhaus als Machtsymbol der ersten königlichen Statthalter – weniger wichtige Leute hatten sich mit zwei Türmen zu begnügen. Auch im Heiligen Römischen Reich, in dem die Habsburger als Kaiser herrschten und dessen Ausdehnung damals ungefähr dem Ge-

biet der heutigen Staaten Österreich, Deutschland und Tschechien entsprach, bauten sich ehrgeizige Fürsten Burgen mit vier Türmen, um auf diese Weise ihr Prestige zu steigern.<sup>2</sup>

Die Habsburger waren die ersten Herrscher, deren Macht die ganze Welt umspannte; diese Größe erreichten sie durch Glück und Gewalt. Im 16. Jahrhundert war die viertürmige Burg Ausdruck ihrer physischen Herrschaft in Teilen Europas und – durch die Nachahmung in Übersee – zugleich Beleg für ihre Ambitionen auf die Weltherrschaft. Trotzdem war die Burg nur eines von vielen Symbolen, die die Habsburger nutzten. Denn sie sahen in ihrer Macht sowohl ein Zeichen ihrer Prädestination als auch einen Bestandteil der göttlichen Weltordnung. Dafür war eine subtilere Symbolik erforderlich als eine Stein gewordene Machtdrohung.

Zum Umbau der Hofburg im frühen 18. Jahrhundert, bei dem die Gestalt der Alten Burg schließlich vom Horizont verschwand, gehörte auch der Trakt der Hofbibliothek. Davor war die kaiserliche Bibliothek in einem Wiener Minoritenkloster, in einem eher privaten Flügel des Palastes sowie in einem Holzbau im Schatten der Alten Burg (auf dem heutigen Josefsplatz) untergebracht gewesen. Die Bibliothekare beklagten sich über Feuchtigkeit, Staub von der Straße, unzulängliche Lichtverhältnisse und die Brandgefahr. Doch erst in der langen Regierungszeit Karls VI. (1711 bis 1740) erhielt die kaiserliche Bibliothek in einem neu errichteten Palastflügel eine permanente Bleibe unmittelbar südlich der Alten Burg.<sup>3</sup>

Der neue Bibliothekstrakt, in den 1720er Jahren errichtet, ist bis heute weitgehend unverändert geblieben, genau so, wie Kaiser Karl VI. ihn sich vorstellte. Im sogenannten Prunksaal, einem fünfundsiebzig Meter langen Hallenbau, wurden rund zweihunderttausend

Bücher und Manuskriptbände in Regalen aufgestellt. Damals umfassten die Bestände Werke zur Theologie, zu Kirchengeschichte, Rechtswissenschaft, Philosophie, Naturwissenschaften und Mathematik sowie Folianten in griechischer, lateinischer, syrischer, armenischer und koptischer Sprache. Karl gewährte Gelehrten Zutritt zu seiner Bibliothek, aber sie mussten zuvor eine Erlaubnis beantragen, und die Öffnungszeiten waren auf die Vormittagsstunden begrenzt. Im Gegenzug für diese unübliche, großzügige Geste besteuerte Karl die Zeitungen. Diese Steuer sollte ursprünglich nur vorübergehend gelten, um die Baukosten der Bibliothek zu decken, doch sie blieb dauerhaft – vorgeblich, um Neuanschaffungen zu finanzieren. Die Drucker wurden darüber hinaus verpflichtet, der Bibliothek ein Freixemplar jedes von ihnen gedruckten Buches zu übergeben. Weil viele Wiener Drucker auch mit Pornographie handelten, trachtete man oft danach, diese Bestimmung zu umgehen.<sup>4</sup>

Mitten im Prunksaal steht eine lebensgroße Marmorstatue Karls VI. als Herkules der Musen, und das gewölbte Deckenfresko stellt die Apotheose des Kaisers, seine Erhebung in den Himmel dar. Es feiert seine Taten mit allegorischen Figuren. Anders als im Falle George Washingtons, dessen Apotheose das Kuppelfresko des Kapitols in Washington, D. C., zeigt, starrt uns hier kein Porträt Kaiser Karls von oben an. Schließlich lebte Karl VI. noch, als das Gemälde entstand. Er hatte den himmlischen Glorienschein also noch nicht errungen. Stattdessen erwartet ihn in der Mitte des Gemäldes eine schwebende Figur mit einem Lorbeerkranz in der Hand. Diese Darstellung lässt keinen Zweifel daran, dass Karl am Ende seines irdischen Lebens in den Kreis der Engel aufgenommen werden und unter ihnen auf den Wolken sitzen wird.

Am Boden des ovalen Saales ist die Marmorstatue Karls VI. seitlich von sechzehn Statuen umgeben, die Habsburger Kaiser, Könige und Erzherzöge darstellen. Die Reihe beginnt mit Herzog Rudolf III. aus dem 13. Jahrhundert und endet mit König Karl II. von Spanien, der 1700 starb. Weil neue Marmorstatuen eine teure Angelegenheit waren, wurden die meisten Figuren aus anderen Teilen der Hofburg zusammengetragen, auch aus den Gärten. Im Lauf der Zeit nahm man Ergänzungen vor oder tauschte Statuen gegen solche aus anderen Kaiserpalästen aus. Der erste Historiker der Hofbibliothek hatte an der ursprünglichen Auswahl durchaus etwas auszusetzen, denn seiner Meinung nach hatten zu wenige der sechzehn Herrscher ernsthaftes Interesse an Bildung und Wissenschaft erkennen lassen. Sein Konzept war klar: Eine Bibliothek sollte mit Büchern und Gelehrsamkeit zu tun haben. Doch dies war ja eine Hofbibliothek mit etwas anderen Zielsetzungen: Es sollten Aussagen über die Habsburger und deren Stellung im göttlichen Weltenplan getroffen werden.<sup>5</sup>

Die gesamte Ausstattung und auch die Dekoration der Bibliothek, die Decken- und Wandgemälde sowie die Möbel, geben Kunde von der Größe Habsburgs und der endlosen Macht dieses Herrscherhauses. So sind auch die unter der Zentralkuppel positionierten vier großen Erd- und Himmelskugeln Metaphern für die Reichweite der habsburgischen Ambitionen. Jedes Bücherregal wird von Doppelsäulen flankiert, wie überhaupt das Motiv der Doppelsäulen in der gesamten Bauweise der Bibliothek sichtbar wird, am deutlichsten in jenen aus Marmor und Gold an beiden Enden der Halle, aber auch an der Außenfassade des Gebäudes. Sie stehen für die mythischen Säulen des Herkules am westlichen Ende der (antiken) Welt und für das Habsburger Motto «Plus ultra» («Immer weiter») – also für eine Herrschaft, die

keine physisch-geographischen Grenzen kannte.<sup>6</sup> An der Decke, im Fresko der Apotheose, tragen drei klassische Göttinnen ein Spruchband mit den Buchstaben AEIOU. Als Akrostichon können diese Zeichen für vieles stehen; entsprechend gibt es mehr als dreihundert verschiedene Lösungsvorschläge von Gelehrten, was mit dieser Buchstabenkombination gemeint sein könnte, die Kaiser Friedrich III. Mitte des 15. Jahrhunderts erstmals verwandte. All diese Lösungsvorschläge indes beziehen sich auf die majestätische Größe der österreichischen Habsburger. Die geläufigste lateinische Lesart lautet «**A**ustriae **e**st **i**mperare **o**rbi **u**niversae», die geläufigste deutsche: «**A**lles **E**rdreich **i**st **Ö**sterreich **u**ntertan».<sup>7</sup>

Dies war jedoch keine Vision irdischer Herrschaftsausübung durch politische Macht und physischen Zwang. Vielmehr posiert Kaiser Karl in seiner Bibliothek als Patron der Wissenschaften und Künste, nicht als eroberungssüchtiger Kriegsherr. Die Apotheose verherrlicht Karls Tugenden – seine Großmütigkeit, seinen Ruhm, seinen Glanz, seine Standhaftigkeit. Seine militärischen Siege werden nur versteckt angedeutet: Cerberus, der dreiköpfige Höllenhund, wird von Herkules mit den Füßen getreten. Ansonsten werden Karls militärische Meriten übergangen. Selbst die Fresken, in denen der Krieg thematisiert wird, sind gedämpft; hervorgehoben werden eher die gegenteiligen Tugenden: Harmonie, Ordnung und Wissen. Vor allem wollte sich Karl als Friedensstifter und Förderer der Gelehrsamkeit feiern lassen. Die Illusionsmalerei unter der Rotunde stellt realistische Gestalten ins Gespräch vertieft dar, wobei jede Gruppe einen der Wissenszweige repräsentiert, denen Karl zu neuem Leben verholfen hatte: Anatomie, Archäologie, Botanik, Hydraulik, Heraldik (Wappenkunde), Numismatik (Münzenkunde), sogar die Gnomonik, die Lehre von der Herstellung von Sonnenuhren.

Der erwähnte Historiker, der verlangte, dass eine Bibliothek sich vorrangig mit Büchern befasse, sah in der Rotunde und ihren Fresken denn auch die Allegorie einer Bücherei. Das mag durchaus richtig sein, aber Barockallegorien enthalten oft diverse verborgene Botschaften. Mit ihren Statuen der Habsburger Herrscher, dem Muster der Doppelsäulen und den kunstvoll platzierten Globen vermittelt die Bibliothek in ihrer Ausstattung noch eine weitere Allegorie: die der zeit- und grenzenlosen Herrschaft der habsburgischen Dynastie. Dabei bezieht sich, wie die Fresken zeigen, das Streben der Habsburger nicht nur auf die Welt innerhalb der irdischen Grenzen. Es erstreckt sich auch auf den transzendenten Bereich, die Welt des Wissens und der Wissenschaften, die Welt der gelehrten Ambitionen. Und wie beim Akrostichon AEIOU gilt, dass sich die ganze Vielfalt und Komplexität der habsburgischen Mission nicht einfach und erschöpfend erklären lässt.<sup>8</sup>



Der Prunksaal der Wiener Hofbibliothek mit Karl VI. als Herkules der Musen.

Die Vorstellung der Habsburger von ihrer Rolle in der Welt entwickelte sich in Etappen. Verschiedene Episoden in der Geschichte der Dynastie führten zu jeweils neuen Ambitionen, die sich schließlich alle zu einem einzigen Strang ideologischer Grundannahmen verflochten. Diese Überzeugung wurde zunächst im religiösen Begriffsrahmen entwickelt. Im 13. Jahrhundert hatte sich König Rudolf von Habsburg (Regierungszeit 1273 bis 1291) einen Namen als Plünderer von Kirchen und Schänder von Nonnenklöstern gemacht. Aber nur zwei bis drei Jahrzehnte nach seinem Tod zirkulierte die Legende, Rudolf sei eines Tages einem Priester begegnet, der gerade mit der Hostie auf dem Weg zu einem Sterbenden gewesen sei, und habe diesem sein Pferd überlassen. Diese Erzählung wurde in den folgenden Jahrhunderten ständig wiederholt und immer weiter ausgeschmückt – in dem Sinne, dass Rudolf für den Verzicht auf sein Pferd mit einer irdischen Krone entschädigt worden sei; die Eucharistie in Gestalt von Brot und Wein wurde nun zum mystischen Bestandteil der Krönungszeremonie. Man machte sich überdies biblische Passagen zunutze, um zu zeigen, dass Rudolfs Erben, weil er dem Sterbenden die Eucharistie ermöglicht hatte, nun selbst von der Eucharistie genährt würden – im Einklang mit einem göttlichen Heilsplan, der zuerst im Alten Testament dargelegt wurde.<sup>9</sup>

Die Verehrung der Hostie bildete einen zentralen Bestandteil der Religionsausübung in der Habsburger Dynastie. Anlässe ergaben sich laufend bei Prozessionen, Pilgerreisen und Kirchenfesten. Jeder dahineilende Priester, den ein Habsburger zu sehen bekam, konnte ziemlich sicher sein, dass ihm ein Pferd oder eine Kutse aufgenötigt werden würde. Während der religiö-

sen Auseinandersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts wurden Bedeutung und Wichtigkeit der Eucharistie von den Protestanten in Zweifel gezogen. Der übertriebene Respekt, der der Hostie von vielen Habsburger Herrschern im Lauf der Zeit entgegengebracht wurde, galt als Zeichen ihrer Hingabe an die römisch-katholische Kirche und als Symbol ihres bleibenden Selbstverständnisses als Werkzeug Gottes auf Erden. Noch in den letzten Jahren des Habsburgerreiches dauerte die feste Verbindung der Dynastie mit der Eucharistie an; nicht nur in der rituellen Ausübung der Messe wurde daran erinnert, sondern auch in eher weltlichen Kontexten. Als Kaiser Franz Joseph 1912 gebeten wurde, einem schweizerischen Schützenverein eine Trophäe zu stiften, schickte er eine Figur des zugunsten des eiligen Priesters vom Pferde steigenden Königs Rudolf.<sup>10</sup>

Im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation regierten die Habsburger mit Unterbrechungen seit 1273, dann aber seit 1438 praktisch durchgehend bis zur Auflösung dieses Reiches im Jahre 1806. Gegründet worden war es von Karl dem Großen (Kaiserkrönung im Jahr 800 n. Chr.), aber es galt als Fortsetzung des antiken Römischen Reiches. Anfangs firmierte es einfach als Römisches Reich, das Adjektiv «heilig» wurde erst im 13. Jahrhundert hinzugefügt. Konsequenter und einheitlicher war die Verwendung dieser Bezeichnung auch danach nicht. Im 10. Jahrhundert wurde das Heilige Römische Reich weitgehend als deutsches Kaiserreich neu gestaltet, wodurch sich das mit dem Kaisertitel verbundene Prestige jedoch nicht verringerte. Der (deutsche) Kaiser galt weiterhin als direkter Nachfolger der römischen Kaiser der Antike. Er war damit gewissermaßen Gegenspieler des Papstes in Rom; seine Autorität erhob ihn über alle anderen Monarchen. Mittelalterliche Prophezeiungen, die einen unmittelbar bevorstehenden Krieg zwischen den En-

geln und dem Antichrist, dem Gegenspieler Jesu, vorher-sagten, wobei der «letzte Kaiser» ein Millennium göttlicher Herrschaft einläuten werde, verliehen dem Amt des Kaisers weiteren Glanz. Das machten sich die Habsburger zunutze, indem sie ihre zukünftige Rolle in diesem apokalyptischen Szenario unterstrichen. Maximilian I., König von 1493 bis 1508 und Kaiser von 1508 bis 1519, ließ sich prompt mit den angeblichen Zügen des «letzten Kaisers» porträtieren. In den Prophezeiungen hieß es dazu, der Kaiser habe «eine hohe Stirn, hohe Augenbrauen, weite Augen und eine Adlernase». <sup>11</sup>

Vom letzten Kaiser der Prophezeiungen erwartete man nicht nur, dass er sich dem Antichristen entgegenstelle, er sollte auch die Türken besiegen, Konstantinopel (heute Istanbul) aus ihren Klauen und die heilige Stadt Jerusalem von der muslimischen Herrschaft befreien. Verschiedene aufeinanderfolgende Kaiser verkündeten, dass sie sich dem aus dem Hochmittelalter stammenden Kreuzzugsgedanken gegen die Ungläubigen verpflichtet fühlten. So waren sie in der Lage, die Prophezeiungen zu erfüllen, und konnten außerdem ihre Führungsrolle im Christentum hervorheben, wie auch ihre Hingabe an die Ideale christlicher Ritterschaft. In der Vorstellungswelt der Habsburger verband sich der Kreuzzug im 16. Jahrhundert mit einem Krieg gegen den protestantischen Irrglauben. Mehrere Kaiser und Könige der Habsburger widersetzten sich mit kriegerischen Mitteln der Ausbreitung des reformatorischen Glaubens - und damit auch dem Angriff gegen die römisch-katholische Kirche. In der Religionsausübung der spanischen Habsburger wurde die Mission, den Glauben rein zu halten, mindestens ebenso durch ritualisierte Ketzerverbrennungen unterstrichen wie durch die demonstrative Verehrung der Hostie.

Im Zuge der allgemeinen Erneuerung der Wissenschaften und Künste, die unter dem Epochenamen Renaissance bekannt ist, wurde im 15. und 16. Jahrhundert auch das Studium der klassisch-antiken Texte intensiviert. Die literarischen Gelehrten dieser Zeit, die Humanisten, blickten auf der Suche nach Inspiration und Führung zurück ins alte Rom. Viele übernahmen dabei aus der römischen Antike den Glauben an eine hierarchische Ordnung, an deren Spitze ein Kaiser stand, dessen Aufgabe es war, zwischen den verschiedenen Herrschern zu vermitteln und Frieden herbeizuführen. Diese Humanisten hielten die Habsburger oft für geradezu prädestiniert, mit Hilfe des kaiserlichen Amtes Ordnung und Harmonie wiederherzustellen. Sie sprachen deshalb von einem «Weltreich» und einer «universellen Monarchie», in der den Habsburger Herrschern eine Art Hirtenrolle zukam, und sie formten die klassischen Epen um, um die habsburgischen Kaiser im Stile römischer Cäsaren darzustellen. Um ihrer Botschaft mehr Gewicht zu verleihen, fügten sie elaborierte Reden klassischer Götter ein, die sich auf eine Vorsehung des Schicksals für die Habsburger bezogen. Sie beschrieben auch, wie habsburgische Herrscher von den Göttern mit Schilden ausgestattet wurden, auf denen Landkarten der ganzen bekannten Welt zu sehen waren.<sup>12</sup>

Erasmus von Rotterdam, der bedeutendste aller Humanisten, hatte für solchen gelehrten Unsinn keine Zeit. Er vermerkte: «Könige und Narren werden geboren, nicht gemacht», und sah voraus, dass ein universeller Monarch wahrscheinlich zu einem universellen Tyrannen mutieren würde: «Er ist der Feind aller, und alle sind seine Feinde.»<sup>13</sup> Indes, die Habsburger kamen der Realisierung der von Erasmus gefürchteten Weltmonarchie schon recht nahe. Das Kaisertum war ein Wahlamt, wobei die sieben führenden Fürsten des Heiligen Römi-

schen Reiches, die Kurfürsten, den König wählten, der dann vom Papst zum Kaiser gekrönt werden konnte; später wurde der König automatisch Kaiser. Doch herrschten die Habsburger nicht nur als Kaiser beziehungsweise Könige, sondern auch in ihren eigenen Erblanden innerhalb des Reiches – hier kraft Erbrechts, während für die Königs-beziehungsweise Kaiserherrschaft das Wahlrecht galt. Anfangs lagen die privaten Herrschaftsgebiete der Habsburger Familie am Oberrhein, doch im 13. Jahrhundert sammelten die Habsburger zusätzliche Territorien in Mitteleuropa, ungefähr dort, wo heute Österreich und Slowenien liegen. Dann vergrößerten sich in rund einem halben Jahrhundert ab 1470 die habsburgischen Besitzungen geradezu explosionsartig. Es kamen die Niederlande, Spanien, Böhmen, Ungarn und der größte Teil Italiens hinzu. Ungarn, ein unabhängiges Königreich und anders als Böhmen nicht Teil des Heiligen Römischen Reiches, dehnte die Herrschaft der Habsburger um rund siebenhundert Kilometer nach Osten aus, in den Bereich der heutigen Ukraine. Spanien war jedoch eine weit größere Trophäe, denn damit verbunden waren auch die überseeischen Besitzungen Kastiliens und damit ein Kolonialreich, das den Pazifik ebenso berührte wie Asien. Das habsburgische Herrschaftsgebiet war das erste Weltreich, in dem die Sonne niemals unterging.

Der offizielle Titel Kaiser Karls V. im Jahr 1521 vermittelt einen guten Eindruck von der geographischen Weite der habsburgischen Besitzungen:

Wir Karl der funfft von gotts gnaden erwelter romischer keyser, zu allenn tzeitten merer des reichs etc. kunig in Germanien, zu Castilien, zu Arragon, zu Legion, beider Sicilien, zu Hierusalem, zu Hungern, zu Dalmacien, zu Croacien, zu Nouarra, zu Granaten, zu Toleten, zu Va-

lantz, zu Galicien, Majoricarum, zu Hispalis, Sardinie, Cordubie, Corsice, Murcie, Giemis, Algaron, Algecire, zu Gibraltaris vnd der insulen Canarie, auch der insulen Indiarum, vnd terre firme des mers Oceani etc. ertzherzog zu Osterreich, hertzog zu Burgundi, zu Lotterigkh, zu Brabanndt, zu Steyr, Kerndten, Crain, Lymburg, Lutzemburg, Gheldern, Wirtemberg, Calabrien, Althenarum, Neopatrie etc. graue zu Flandern, zu Habsburg, zu Tirol, zu Görtz, Parsilani, zu Arthois vnd Burgundi etc. phaltzgraue zu Henigeu, zu Hollandt, zu Seelandt, zu Phirt, zu Kiburg, zu Namur, zu Rossilion, zu Territan vnd zu Zutphen, lanndtgraue in Elsass, marggraue zu Oristani, zu Gotziani vnd des heiligen romischen reichs fürst zu Swaben, zu Cathilonia, Asturia, etc. herr in Frieslandt, auf der Windischen marckh, zu Portenaw, zu Biscaia, zu Monia, zu Salins, zu Trippoli vnd zu Mecheln etc.

(Wir, Karl der Fünfte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs etc., König in Deutschland, Kastilien, Aragon, León, beiden Sizilien, Jerusalem, Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Galizien, Mallorca, Sevilla, Sardinien, Córdoba, Korsika, Murcia, Jaén, Algarve, Algeciras, Gibraltar und auf den Kanarischen Inseln, auch auf den Indianischen Inseln und dem Festland, dem Ozeanischen Meer, etc., Erzherzog zu Osterreich, Herzog zu Burgund, zu Lothringen, zu Brabant, zu Steyr, zu Kärnten, zu Krain, zu Limburg, zu Luxemburg, zu Geldern, zu Würtemberg, zu Kalabrien, zu Athen, zu Neopatria, etc., Graf zu Flandern, zu Habsburg, zu Tirol, zu Görz, zu Barcelona, zu Artois und zu Burgund, etc., Pfalzgraf zu Hennegau, zu Holland, zu Seeland, zu Pfirt, zu Kyburg, zu Namur, zu Roussillon, zu Cerdagne und zu Zutphen, Landgraf im Elsass, Markgraf zu Oristano, zu Goceano, und des Heiligen Römischen Reiches Fürst von

Schwaben, von Katalonien, von Asturien, etc., Herr in Friesland und der Windischen Mark, zu Pordenone, zu Biscaya, zu Monia, zu Salins, zu Tripolis und zu Mecheln, etc.)<sup>14</sup>

Diese Liste, ein buntes Durcheinander, enthält auch Orte, an denen die Habsburger nicht mehr herrschten oder niemals Herrscher gewesen waren (Jerusalem, Athen und so weiter), auf die sie jedoch zweifelhafte Ansprüche aufrechterhielten. Ihre Namen wurden genau deshalb in die Liste aufgenommen, weil die Ansprüche umstritten waren, während etliche andere ausgelassen wurden, worauf das mehrfach verwendete «etc.» hinweist. Gleichwohl belegt das detailfreudige Arrangement eine Eigenschaft des Habsburgerreiches, die bis ins 19. und 20. Jahrhundert fortbestand: Die Herrschaft in den Regionen und Provinzen wurde nicht vereinheitlicht und zentralisiert, sondern die einzelnen Teile behielten ihre eigenen Regierungen, Gesetze, Adelsstände, Patrizier und Parlamente oder Versammlungen. In dieser Hinsicht waren sie fast unabhängige Staaten, zusammengefasst allein in der Person der Oberherrschers. Wenn man die großen Entfernungen zwischen den einzelnen Teilen des Habsburgerreiches bedenkt, war Zwietracht bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich. Aber dieses Konzept war ein bewusster politischer Akt, denn diese Politik sollte sehr unterschiedliche Völker mit der Tatsache versöhnen, dass der souveräne Herrscher meistens abwesend war. Ein spanischer Jurist erklärte Karl V., der als Kaiser von 1519 bis 1556 regierte, er solle, um die Loyalität seiner Herrschaftsgebiete zu sichern, diese getrennt behandeln, «als wäre der König, der sie alle zusammenhält, nur der König jedes einzelnen Teils».<sup>15</sup>

Die Habsburger machten sich die unermessliche, allumfassende Vision einer Welt zu eigen, die unter der

ätherischen Herrschaft eines einzigen Souveräns stand, der dem Dienst an der Religion, dem Frieden unter den Christen und dem Krieg gegen die Ungläubigen verpflichtet war. Diese Vision wurde jedoch niemals in ein politisches Programm verwandelt, nicht einmal innerhalb der habsburgischen Erblande. Alle Monarchien haben als zusammengesetzte Staaten begonnen, die aus verschiedenen Territorien bestanden, anschließend aber verschmolzen und vereinheitlicht wurden. Selbst Staaten, die sich aus mehreren Königreichen zusammensetzten, tendierten dazu, im Lauf der Zeit immer zentralistischer zu werden, mit einer klaren Hauptstadt, während die Einzigartigkeit der ursprünglichen Bestandteile allmählich verblasste, wodurch diese ihren eigenständigen Charakter und ihre unabhängigen Institutionen immer mehr verloren. Diesen Zustand erreichten die Habsburger niemals – mit Ausnahme kurzer Intermezzi versuchten sie es nicht einmal ernsthaft. Trotz einer gewissen Vereinheitlichung von Verwaltung und Gesetzgebung im 18. und 19. Jahrhundert wurden die einzelnen Herrschaftsgebiete weiterhin so regiert, als wäre der Souverän nur Oberherr dieses einen Gebiets und nicht der übergeordnete Monarch mit unbegrenzter Autorität. Während im 18. Jahrhundert ein französischer Souverän einfach als «König von Frankreich und Navarra» firmierte und weitere Titel wie Herzog von Aquitanien und der Bretagne, Graf von Toulouse, Herzog der Normandie et cetera nicht mehr verwendete, listeten die Habsburger Kaiser und Könige bis ins 20. Jahrhundert weiterhin jeden Teilstaat als getrennte Einheit auf.

Historiker schreiben mit dem Privileg der Rückschau. Weil sie wissen, dass die Zukunft dem zentralisierten Nationalstaat gehörte, waren ihnen zufolge politische Konglomerate auf der Grundlage dezentraler Strukturen und zulässiger Unterschiedlichkeit zum Scheitern

verurteilt. «Marode», «anachronistisch» und «anfällig» sind beliebte Attribute, mit denen die Habsburger und ihr Reich in der Spätphase charakterisiert werden. Doch so einfach kann man sich das Urteil über die Habsburger nicht machen. In ihrer Herrschaftsvision kamen verschiedene Stränge zusammen, die über territoriale Gesichtspunkte und einschüchternde Festungsbauten weit hinausgingen. Diese Vision war, wie die Hofbibliothek Karls VI. erkennen lässt, in komplementären Idealen und Ambitionen verwurzelt - in der Geschichte und im Erbe, im Rom der Cäsaren und im Rom des katholischen Glaubens, im Ideal der wohlwollenden Regentschaft und im Streben nach Wissen, nach dem Unveränderlichen und nach himmlischem Ruhm.

Natürlich kam bei alledem die Politik in die Quere und verdarb die Mystik der Habsburger Monarchie; deren Manifestationen wurden dabei redundant oder banal. Doch blieb etwas von der Vision erhalten, selbst als die Habsburger die letzten Jahrzehnte ihrer Herrschaft erreichten - und diese Phase liegt kaum mehr als ein Jahrhundert zurück. Das vorliegende Buch hat es sich zum Ziel gesetzt, das Reich der Habsburger zu erklären, ihre eigene Vorstellungswelt ebenso wie die der anderen in Bezug auf diese Dynastie, sowie ihre Zielsetzungen, Vorhaben und Fehlschläge. Ein halbes Jahrtausend lang, vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, gehörten die Habsburger zu den wichtigsten Herrscherfamilien in Europa, mehrere Jahrhunderte lang reichten ihre Gebiete bis in die Neue Welt und darüber hinaus. Ihr Reich war das erste globale Unternehmen. Im Folgenden geht es zum einen um ihre Geschichte, zum anderen aber auch darum, was es bedeutete, als Habsburger die Welt zu regieren.

# **Kapitel Eins**

## **Die Stammburg der Habsburger und der «Fortinbras-Effekt»**

Anfang des letzten Jahrhunderts machte es sich ein ungewöhnlich fleißiger Jurastudent zur Aufgabe, die Ahnentafel von Erzherzog Franz Ferdinand zu erstellen, der zu diesem Zeitpunkt designierter Nachfolger von Kaiser Franz Joseph war. Die von Otto Forst angefertigte Genealogie umfasst dreiunddreißig Tabellen und verzeichnet mehr als viertausend Vorfahren von Franz Ferdinand. Sie reicht zurück bis ins 16. Jahrhundert. Aufgrund zahlreicher Verwandtenehen ergaben sich jedoch so viele Überlagerungen, dass der Student nur rund tausendfünfhundert getrennte Individuen erfassen konnte, denn viele Ehemänner waren zugleich Cousins der Braut, die Ehefrauen auch Nichten des Gatten, und das Ganze überlappte sich zudem mehrfach. So war Franz Ferdinand mit Kaiser Ferdinand I. aus dem 16. Jahrhundert über mehr als hundert verschiedene Nachkommen verwandt, mit dessen entfernter Cousine, der nicht weiter hervorgetretenen, aber tief religiösen Renate von Lothringen, hingegen nur über fünfundzwanzig Zwischenstationen.<sup>16</sup>

In seiner Widmung an Franz Ferdinand beschönigte der Student das enorme Ausmaß der Habsburger Inzucht, indem er mit Hilfe von Statistiken demonstrierte, dass alle Herrscherfamilien Europas in der Vergangenheit ein ebensolches Maß an Inzucht aufgewiesen hätten. Er entschuldigte sich auch, dass es ihm nicht möglich gewesen sei, seine Nachforschungen noch weiter

zurück, bis ins Mittelalter auszudehnen. Hätte er jedoch tatsächlich versucht, die Herkunft des Thronfolgers bis ins 11. Jahrhundert zurückzuverfolgen, dann hätte er die Namen von mehreren hunderttausend Vorfahren eintragen müssen, denn jede frühere Generation ist in einer Ahnentafel ja doppelt so umfangreich wie die nächstfolgende. Gleichwohl wäre die Aufgabe unseres Studenten dadurch etwas vereinfacht worden, dass er, je weiter er zurückgegangen wäre, auf entsprechend weniger schriftliche Zeugnisse gestoßen wäre. Viele der Personen wären gar nicht mehr zu erfassen gewesen. Die Leerstellen in der Tabelle wären also immer zahlreicher geworden. Im 10. Jahrhundert wären auf diese Weise potenziell Hunderttausende Habsburger praktisch zu einigen wenigen schemenhaften Individuen zusammengeschrumpft.

Bücher über die Frühgeschichte der Habsburger lesen sich oft wie spannende Mystery-Romane, in denen munter herumspekuliert wird. So wird eine Habsburger Abstammungslinie über das geheimnisvolle elsässische Grafengeschlecht der Etichonen bis zu den französischen Merowinger-Königen zurückverfolgt, deren mythischer Vorfahr aus dem 5. Jahrhundert angeblich ein Bulle mit fünf Hörnern war. Tatsache ist jedoch, dass sich die frühesten Habsburger nur bis ins späte 10. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Diese Vorfahren lebten damals im elsässischen Oberrheingebiet, im heutigen Grenzgebiet zwischen Frankreich und Deutschland, sowie im Aargau in der heutigen Nordschweiz. Dieses Territorium war Teil des Heiligen Römischen Reiches und gehörte zum Herzogtum Schwaben. Unterteilt war es in weitgehend autonome Gauen mit jeweils mehreren Grafenfamilien. Der erste sicher bekannte Habsburger war ein gewisser Kanzelin (auch Lanzelin), der in späteren Berichten mit einer kleinen Burg in Altenburg in Verbin-

dung gebracht wurde, die in der Nähe des Städtchens Brugg im schweizerischen Aargau lag.<sup>17</sup>

Als Kanzelin / Lanzelin um 990 starb, teilten seine beiden Söhne Radbot (985 bis 1045) und Rudolf (985/99 bis 1063/65) das Land unter sich auf. Zu Radbots Besitzungen gehörte das Dorf Muri, fünfundzwanzig Kilometer südlich von Altenburg gelegen. Bei der Hochzeit vermachte Graf Radbot seiner Braut Ita (Idda) von Lothringen das Dorf als Hochzeitsgeschenk, und sie gründete dort 1027 eine Benediktinerabtei. Itas Frömmigkeit wurde damit belohnt, dass sie ihre letzte Ruhestätte in der Nähe des Altars in der Abteikirche erhielt. Obwohl die Abtei Muri 1531 von Berner Protestanten geplündert wurde, ist Itas Grab dort bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Tod ist sie dort mit dem letzten Habsburger Kaiserpaar Karl und Zita vereint, deren Herzen in Urnen in einer Seitenkapelle neben dem Altar der Abteikirche beigesetzt sind. Weil Karls Leichnam nach dem Ersten Weltkrieg nicht nach Österreich überführt werden durfte, ist er auf der portugiesischen Atlantikinsel Madeira beerdigt, wo er 1922 verstarb, während Zita ihre letzte Ruhestätte in der Kapuzinergruft in Wien fand.

Das Kloster Muri florierte dank der Großzügigkeit der Gläubigen, nicht zuletzt dank der Großzügigkeit der Gründer. Die Abtei erwarb Ländereien in mehr als vierzig benachbarten Dörfern sowie einen stattlichen Reliquienschatz, darunter Gebeine von mehr als hundert Heiligen und Märtyrern, Splitter vom Kreuz Jesu und Fragmente der Tafeln, auf denen die Zehn Gebote geschrieben worden waren. Selbst von der Säule, neben der Pontius Pilatus Jesus zum Tode verurteilt hatte, waren angeblich Reste in Muri vorhanden. Radbots und Itas Nachkommen indes betrachteten all dies als ihr Eigentum. Ihre Familie hatte die Abtei gegründet und reich gemacht, darum galt sie als ihr «Hauskloster» («Eigen-

kloster») – als Grablege und Ort, an dem Messen für ihre Vorfahren gelesen wurden. Auch einen Abt ihrer Wahl durften sie einsetzen. Im Gegenzug übernahmen sie die Pflichten des Beschützers, des Vogts, allerdings nicht umsonst, denn die Abtei war dafür abgabepflichtig.<sup>18</sup>

Radbots Sohn Werner (1025 bis 1096), der später den Beinamen «der Fromme» erhielt, war sehr an den neuen Klosterregeln interessiert, die aus den großen Abteien Cluny und Hirsau kamen und in denen Tugenden wie Gehorsam, permanentes Beten und Weltabgewandtheit in den Vordergrund gestellt wurden. Enttäuscht von den Benediktinermönchen in Muri, die angeblich kamen und gingen, wie sie wollten, brachte Werner disziplinierte Mönche aus dem Schwarzwald in das Kloster, um ein Exempel zu statuieren. Doch dieser fromme Aktivismus ging nach hinten los. Denn die Ordensreformen in den Klöstern konzentrierten sich niemals nur auf die Moral der Klosterbrüder. In gleichem Maße wurde das Recht der kirchlichen Vorgesetzten gestärkt, die Klöster zu beaufsichtigen. Man hatte explizit etwas dagegen, dass Laienherrscher Klöster als ihr Privateigentum betrachteten. Diese Regel betraf unmittelbar Werners eigene Interessen; er sah schon voraus, dass ihm die Kontrolle über das von seiner Familie gegründete und ausgestattete Kloster vollkommen entgleiten würde.<sup>19</sup>

Mitte der 1080er Jahre verfasste Werner daher eine falsche Urkunde, die angeblich sechs Jahrzehnte zuvor von seinem Onkel (vielleicht auch Großonkel), Bischof Werner von Straßburg, ausgestellt worden war. Darin wurde dem vermeintlichen Autor, dem Bischof, die Gründung der Abtei Muri zugeschrieben; er habe seinerseits das Amt des Vogtes seiner eigenen Familie auf Dauer verliehen. Die gefälschte Gründungsurkunde wurde angeblich von einer Versammlung der führenden Aargauer zu Protokoll genommen und später in Rom vom

Kardinalskollegium bestätigt. Um der ganzen Geschichte noch mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen, verfasste eine Gruppe von Mönchen, die Werner dem Frommen wohlgesinnt war, einen Nekrolog, eine Liste derjenigen Toten, für die regelmäßig Messen zu lesen waren. In diesem Nekrolog wurde Bischof Werner rot hervorgehoben, während die tatsächliche Klostergründerin Ita völlig fehlte. Auf diese Weise wurde die Gründung der Abtei nicht mehr mit Ita, sondern mit Bischof Werner verbunden, und damit auch die besagten Rechte, die in der gefälschten Urkunde aufgelistet werden.<sup>20</sup>

Die Bestimmungen der gefälschten Urkunde wurden im Jahre 1114 vom Römischen Kaiser Heinrich V. gebilligt. Bei dieser Gelegenheit fügte der Kaiser jedoch eine Klausel ein, mit der sichergestellt wurde, dass die Beschützer der Abtei aus dieser Aufgabe keinen Gewinn ziehen und auch in die operative Führung des Klosters nicht eingreifen durften. Fortan verloren Werners Erben den Zugriff auf das Kloster immer mehr. Um zu verhindern, dass sich die Habsburger einfach Eigentum der Abtei unter den Nagel rissen, erstellten die Mönche detaillierte Verzeichnisse ihres Landbesitzes und eine Inventarliste ihrer wertvollen Reliquien. Zudem verfassten sie einen historischen Bericht über die Frühgeschichte von Muri, in dem die Gründerfamilie als eine Gruppe von Plünderern und Dieben dargestellt wurde, die der Abtei aus Sühnegründen Land vermacht hatte, um ihr schuldbewusstes Gewissen zu erleichtern. Die Geschichten, die die Mönche von Muri erzählten, hatten vielleicht einen wahren Kern, auf jeden Fall förderten sie den Eindruck, dass die frühen Habsburger letztlich nur Räuberbarone waren, die, wie es in einer neueren Reportage heißt, «mordend und brandschatzend durch die Gegend zogen».<sup>21</sup>

Viele Grundherren gründeten Klöster sozusagen als Gebetsfabriken, in denen mit endlosem Lesen von Messen versucht werden sollte, die Seelen der Stifter schneller durchs Fegefeuer zu bringen. Um sich im Diesseits zu schützen, bauten die Grundherren Burgen. In früheren Zeiten waren Befestigungsanlagen weitgehend Erdwerke aus Wällen und Gräben gewesen, ab dem 11. Jahrhundert wurden jedoch Burgtürme aus Holz und Stein bevorzugt. Diese sollten der Verteidigung dienen, aber auch Dominanz sichern und das umgebende Land in Ehrfurcht versetzen. Zudem fungierten Burgen als Symbole der zunehmenden Unabhängigkeit und Macht der Grafen und Grundherren. Im schweizerischen Aargau herrschte eine der größten Burgendichten des europäischen Mittelalters. Ein Antiquar aus dem späten 19. Jahrhundert zählte nicht weniger als siebenzig Steinburgen, von denen die meisten aus der Zeit vor 1300 datierten – auf einem Gebiet von gerade einmal tausendvierhundert Quadratkilometern. Im Aargau waren diese Festungen auch nötig, denn das fruchtbare Weideland und die Kontrolle der Straßen über die Alpen weckten die Begehrlichkeiten neidischer Nachbarn.<sup>22</sup>

Der Legende nach verlor Radbot eines Tages bei der Jagd seinen Lieblingsfalken. Auf der Suche nach ihm stieß er zufällig auf einen Felsporn in der Nähe der Aare, ganz am Rande seiner eigenen Ländereien, der ihm als idealer Standort für eine Burg erschien. Die Festung, die er dort errichtete, nannte er dementsprechend «Habichtsburg» (im Althochdeutschen hieß der Falke oder Habicht «habuh»). «Habichtsburg» wurde später zu «Habsburg» und der Ortsname zum Geschlechternamen. Auf diese Weise soll der Name des Herrscherhauses entstanden sein. Noch Jahrhunderte später begeisterte die Gründungssage von Radbot und seinem Falken die romantische Phantasie. Der erste englische Histori-

ker der Habsburger Dynastie, William Coxe (1748 bis 1828), schrieb die Inspiration zu seinem Geschichtswerk dem eigenen Anblick von Schloss Habsburg zu. Und er verglich sich mit Edward Gibbon bei der Betrachtung der Ruinen des Forum Romanum in Rom (die Gibbon bekanntlich zu seiner Geschichte vom Untergang des Römischen Reiches inspirierte).<sup>23</sup>

An einem Steilhang gelegen, ist die Habsburg noch heute ein imposantes Gebäude – auch wenn sie jetzt ein Restaurant ist, mit Sonnenschirmen auf den Zinnen. Die Geschichte von Radbots Falken wurde jedoch offenkundig aus anderen Quellen übernommen. Der Name «Habichtsburg» kommt erstmals in den 1080er Jahren vor, hat aber wahrscheinlich nichts mit Raubvögeln zu tun, sondern mit «Hafen», einem anderen Wort für «Furt»; die Burg liegt an einer Flussquerung der Aare. Außerdem war Habsburg mit seinen diversen frühen Varianten (Havechisburg, Havichsberg, Havesborc et cetera) nur einer von vielen Orten in der Liste der von der Familie bevorzugten Territorien und Titel. Als die Familie begann, an anderen Orten Grundeigentum zu erwerben, rutschte Habsburg in der Liste immer weiter nach unten, um schließlich im Dickicht der Familienbesitzungen ganz zu verschwinden. Der Name «Habsburg» wurde erst im 18. Jahrhundert wiederbelebt, als es Mode wurde, sich auf seine Vorfahren und Ursprünge zu besinnen. Populär wurde der Name vor allem durch Schillers Ballade «Der Graf von Habsburg» (1803). Davor waren die Grafen von Denbigh im englischen Warwickshire die einzige Familie, die sich fortwährend auf den Namen «Habsburg» berief. Als Parvenüs stellten sie sich aus gefälschten ausländischen Titeln ehrgeizige Stammbäume zusammen – in der Hoffnung, ihrem Namen mehr Glanz zu verleihen.<sup>24</sup>

Die Habsburg war kein Räubernest, aber sie war sowohl als Wohnstätte wie auch als militärische Festung gedacht. Das ursprüngliche Zentrum der Burg war ein rechteckiger Steinturm, mehr als achtzehn Meter lang und dreizehn Meter breit; am unteren Ende waren die Mauern gut zwei Meter dick. Später wurde aus diesem Turm ein vierstöckiger Wohntrakt, der im Nordosten mit einem neuen quadratischen Turm verbunden wurde. Im späten 12. Jahrhundert wurden Wohnturm und Wehrturm mit einer langen flankierenden Mauer umgeben, wobei auch ein Innenhof der Burg entstand. Um diese Zeit wurde noch ein zweiter Turm im Westen des Wohntrakts errichtet, später der Kern eines separaten Gebäudekomplexes mit Saal und Wohnräumen. Touristen können heute diese neueren Gebäude besichtigen, während vom alten Teil nur noch Steinhaufen übrig sind.



Die Stammburg: die Habsburg im schweizerischen Aargau.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verließen die Habsburger diese Burg, weil sie die nur zehn Kilometer südlich gelegene Lenzburg bevorzugten. Außerdem hatten sie Wohnsitze in Brugg und Baden im Aargau. In Brugg hatte Werners Urenkel Albrecht der Reiche (Albrecht III., gestorben 1199) den sogenannten Schwarzen Turm gebaut, der nach wie vor erhalten ist. Die Gipfelburg in Baden ist heute eine Ruine. Brugg und Baden waren als Residenzen einfach besser geeignet als Habsburg, weil durch nahegelegene Märkte die Versorgung der Bewohner wesentlich einfacher war. So wurde die alte Habsburg Vasallen der Familie übergeben und anschließend in zwei getrennte Redouten unterteilt. Schließlich wurde sie 1415 von der Republik Bern erobert.

Im Herzland der Habsburger lag die Mündung der drei Flüsse Aare, Limmat und Reuss, die im Mittelalter schiffbar waren. In der Gegend um dieses sogenannte «Wasserschloss» kreuzten sich auch die Straßen aus dem Bergland der Innerschweiz, dem Zürcher Unterland und der Rheinebene. Die Öffnung des St.-Gotthard-Alpenpasses Anfang des 13. Jahrhunderts zog den Handel aus Norditalien an und führte ihn über Luzern und den Aargau zu den großen Märkten der Champagne und Flanderns. Insgesamt besaßen die Habsburger mehrere Dutzend Zollstationen, an denen die Kaufleute zur Kasse gebeten wurden; die Haupthandelsgüter waren Wolle, Tuch, Metalle und Fisch. Die fruchtbaren Böden im Aargauer Tafelland waren landwirtschaftlich ertragreich, und die Bauern, die diese Felder beackerten, zahlten den Habsburgern Abgaben in Naturalien oder Geld. Ebenso waren Futter-, Mühlen- und Weiderechte abzugelten. So heißt es in einem Abgabenregister aus dem frühen 14. Jahrhundert für ein Dorf in der Nähe der Habsburg:

«Die beiden Kleinbauern in Windisch sollen als Zins einen halben Scheffel Roggen abgeben, einen Scheffel Hafer, zwei Schweine, von denen das eine neun Schilling wert sein soll, das andere sieben Schilling, zwei Lämmer, jedes achtzehn Pfenning [also anderthalb Schilling] wert, vier Hühner und vierzig Eier.»<sup>25</sup>

Andernorts im Aargau waren die Bauern auf den Gütern der Habsburger dazu verpflichtet, drei Schillinge an den Grundherrn für «die erste Nacht der Ehefrau» zu zahlen. Weil nationalistische Historiker stets Schurken und Sündenböcke brauchen, wurde den Habsburgern in Schweizer Darstellungen traditionell diese Rolle zugewiesen. Deshalb haben spätere Schweizer Historiker um die besagte Abgabe von drei Schillingen enorm viel Wirbel gemacht. Sie empfanden die von ihren früheren Habsburger Herren erhobene Abgeltungssteuer für den Verzicht auf ihr Feudalprivileg des *ius primae noctis* als Demütigung. Wahrscheinlich spielten hier jedoch lüsterne Phantasien späterer Generationen eine große Rolle, denn die drei Schillinge waren einfach eine Heiratssteuer, so bedeutend oder unbedeutend wie die zur Fastenzeit erhobene Karnevalssteuer. Derartige Abgaben gab es überall in der Schweiz, nicht nur in den habsburgischen Landen. Überdies waren die Habsburger eher lax, was die tatsächliche Eintreibung des Geldes betraf; viele Abgaben gerieten im Lauf der Zeit sogar ganz in Vergessenheit. Die Pächter von Windisch wurden jedenfalls kaum über Gebühr belastet.<sup>26</sup>

Im 13. Jahrhundert basierte das Einkommen der Habsburger zum großen Teil auf Zöllen, vor allem auf dem an Brücken in Baden und Brugg kassierten Wegzoll. Weitere Einnahmen kamen aus der niederen Gerichtsbarkeit. Im Register der Besitzungen und Einnahmen der Habsburger Grundherren wurde zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Gerichtsbarkeit normalerweise zu-

erst aufgezählt – das Recht, «zu bestrafen und zu erzwingen und Diebstahl und Gewalttaten zu verurteilen». Weil Geldstrafen und konfisziertes Eigentum oft dem Grundherrn zufielen, war die Rechtspflege eine wichtige Einnahmequelle. Mit ihrem Reichtum zogen die Habsburger andere Landbesitzer in ihren Dienst. Als Gegenleistung für ihre Vasallentätigkeit erhielten diese Burgen oder durften selbst solche bauen – allerdings nur als Lehen ihrer Oberherren. Im 14. Jahrhundert besaßen die Habsburger rund dreißig Burgen, die sich vom Bodensee über das linke Rheinufer bis ins Elsass erstreckten; zu ihnen gehörten Dörfer, Guts- und Bauernhöfe. So waren die Habsburger ganz gewiss nicht die «armen Grafen», wie sie sich diverse Historiker vorstellten.<sup>27</sup>

Anfangs waren die Habsburger nur eine von vielen Landbesitzerfamilien im schweizerischen Aargau. Ihr Aufstieg wird von Historikern gewöhnlich den politischen Umständen zugeschrieben. Im 12. Jahrhundert unterstützten sie zunächst den sächsischen Kaiser Lothar III. (1125 bis 1137) gegen die rivalisierenden Staufer. Dafür erhielten sie von Lothar eine Reihe neuer Besitzungen im Oberelsass, zudem den prestigeträchtigen Titel eines Landgrafen. Um die Jahrhundertmitte wechselten die Habsburger jedoch die Seiten und unterstützten fortan die Staufer. Werner II., Enkel Werners I., starb 1167 in der Nähe von Rom, als er für den Stauferkaiser Friedrich I. Barbarossa kämpfte. Sein Sohn Albrecht III. der Reiche und sein Enkel Rudolf II. der Alte (auch Rudolf der Gütige, gestorben 1232) unterstützten jeweils die Ansprüche der staufischen Erben Philipp von Schwaben und Friedrich von Staufen. Rudolf finanzierte später Friedrichs Feldzüge, die dazu führten, dass dieser 1212 römisch-deutscher König wurde und schließlich als Kaiser Friedrich II. epochale Bedeutung erlangte. Die Belohnungen für diese Treue ließen nicht auf sich

warten: Einheirat ins staufische Kaiserhaus und die gnädige Übernahme der Patenschaft für den Enkel Rudolfs des Alten, den späteren König Rudolf I. (1218 bis 1291), durch Kaiser Friedrich II. sowie die Übertragung weiterer Besitztümer an die Habsburger im Südwesten des Heiligen Römischen Reiches.



Ihren Aufstieg hatten die Habsburger aber wohl am ehesten einer Art «Fortinbras-Effekt» zu verdanken. Erinnern wir uns kurz an die Schlussszene in Shakespeares «Hamlet». Alle Protagonisten der historischen Tragödie sind tot, und nun erscheint Prinz Fortinbras von Norwegen, um Ansprüche auf den leeren Thron zu erheben: «I have some rights of memory in this kingdom.» («Ich habe alte Recht' an dieses Reich.») Wie Fortinbras räumten auch die Habsburger auf, nachdem andere zugrunde gegangen waren. Im 12. und 13. Jahrhundert hatten sie eheliche Verbindungen zu den benachbarten Adelsfamilien in dem gesamten Gebiet geknüpft, das heute zur Schweiz und zum Südwesten Deutschlands gehört. Und als diverse dieser Linien ausstarben, beanspruchten die Habsburger ihre eigenen «alten Rechte». So gelangten sie vollständig oder teilweise in den Besitz der verwaisten Güter der Grafenhäuser Lenzburg, Pfullendorf und Homburg. Vom Lenzburger Erbe übernahmen sie anfangs nur einen Teil, aber mit den Ländereien, die sie in den 1170er Jahren erlangten, war der erbliche Grafentitel verbunden. Bis dahin hatten die Habsburger den Grafentitel nur ehrenhalber geführt.<sup>28</sup>

Der wichtigste Macht- und Gebietszuwachs der Habsburger im Südwesten des Heiligen Römischen Reiches kam mit dem Erlöschen der Hauptlinien der Zähringer und der Kyburger in den Jahren 1218 und 1264. Die Zähringer Herzöge waren alte Feinde der Staufer gewesen, ihre Besitzungen umfangreich – vom Schwarzwald bis nach Savoyen. Als Herzog Berthold V. 1218 ohne Erben starb, wurden die Besitzungen aufgeteilt. Große Teile fielen an die Kyburger, weil Bertholds Schwester einen Kyburger geheiratet hatte. Doch 1264 starb auch die männliche Linie der Grafen von Kyburg aus. Und weil seine Mutter eine Kyburgerin war, übernahm Graf Rudolf von Habsburg (1218 bis 1291), Enkel von Ru-

dolf dem Alten und Patenkind des Staufer-Kaisers Friedrich II., den Löwenanteil des Erbes, weite Landstriche zwischen Zürich und Konstanz. Mit den Kyburger Ländereien kamen nun auch jene Teile der Zähringer und Lenzburger Besitzungen hinzu, die den Habsburgern im ersten Anlauf ein Jahrhundert zuvor verwehrt geblieben waren.

Die territoriale Grundlage der Habsburger Macht war jedoch deutlich schwächer, als es die Liste ihrer Ländereien vermuten lässt. Die Besitzungen der Familie bildeten nämlich kein zusammenhängendes Land: Kirchliche Ländereien und die Besitzungen anderer Adelsfamilien, Städte und freie Dörfer waren wie in einem Flickenteppich eingelagert. Einige Habsburger Güter waren verpfändet, andere anstelle von Lohnzahlungen an Gefolgsleute und Bedienstete vergeben worden. Auch Mieten und andere Abgaben waren für höhere Einmalzahlungen abgetreten oder verkauft worden. Die Komplexitäten und Veränderungen selbst in kleineren Habsburger Besitzungen lassen den Gedanken an eine uniforme und einheitliche Landesherrschaft des Hauses Habsburg kaum aufkommen. Jeder noch so kleine Landesteil stand zu seinem Habsburger Herren in einer eigenen separaten Beziehung. Gleichwohl waren die Habsburger Mitte des 13. Jahrhunderts die mächtigste Familie im Herzogtum Schwaben. Ihre Ländereien reichten von Straßburg bis zum Bodensee und von der Aare bis in die bewaldeten Alpentäler, in heutigen Grenzen: vom Osten Frankreichs bis zur österreichischen Westgrenze, dazu ein großer Teil der nördlichen Schweiz. Aus diesem breiten Territorialband heraus machte sich der Enkel Rudolfs des Alten, Graf Rudolf von Habsburg, daran, das bis dahin ehrgeizigste Habsburger Unterfangen ins Werk zu setzen: die Übernahme des Heiligen Römischen Reiches.<sup>29</sup>

Die Habsburger hatten das Glück, dass ihr Kernland die Fernstraßen und Zollstationen am Wege von Norditalien nach Frankreich umfasste. Auch ihre politischen Allianzen waren günstig. Hinter der frühen Zunahme Habsburger Macht stand jedoch vor allem das genealogische Durchhaltevermögen. Otto Forst, der fleißige Student, der Anfang des 20. Jahrhunderts die Genealogie des Erzherzogs Franz Ferdinand erstellte, belegte umfassend, dass die Habsburger Überlebenskünstler waren. Von Generation zu Generation produzierten sie zuverlässig männliche Erben; und wenn eigene Söhne fehlten, standen stets Brüder, Cousins und Neffen bereit. Und je länger sie überlebten, desto größer wurden die Chancen der Habsburger, Titel und Reichtümer von weniger ausdauernden Familien einzusammeln, in die sie eingeheiratet hatten. Auch in den folgenden Jahrhunderten blieb den Habsburgern das biologische Glück treu. Immer wieder ergaben sich Fortinbras-Effekte. «Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles», schrieb der österreichische Dichter Rainer Maria Rilke (1875 bis 1926) in seinem Gedicht «Requiem für eine Freundin» (1908). Im Fall der Habsburger traf genau das zu. Ihr Überleben brachte ihnen die ersten Siege ein.

# Kapitel Zwei

## Das Heilige Römische Reich und der goldene König

Im Jahre 1184 errichtete Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der von 1155 bis 1190 regierte, einen Zollturm in Kaiserswerth, heute ein Stadtteil von Düsseldorf, um den Schiffsverkehr auf dem Rhein noch intensiver zu besteuern. Die lateinische Widmungsinschrift am Turm lautet auf Deutsch: «Im Jahre 1184 nach der Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus hat Kaiser Friedrich das Reich mit dieser Zierde vermehrt, gewillt, die Gerechtigkeit zu festigen, auf dass überall Friede herrsche.» Würde eine Steuerforderung heutzutage derart ideologisch verbrämt, dann wäre wohl zorniger Widerstand zu erwarten, aber Kaiser Friedrichs Worte verraten uns viel darüber, wie das Heilige Römische Reich damals verstanden wurde: als ein Verbund zunehmend unabhängiger Territorien und Städte, die alle ihre eigenen «Rechte und Freiheiten» hatten. Aufgabe des Reiches war es, Mechanismen und einen Rahmen bereitzustellen, wodurch diese Rechte und Freiheiten geschützt werden konnten, damit im Sinne der damaligen Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit «jedem das Seine» zuteilwerde. Rechtmäßig von einem gerechten Herrscher erhobene Zölle stärkten die gute Ordnung, für die der Herrscher einzutreten hatte. Sie waren ebenso zu begrüßen, wie illegale Zölle, von skrupellosen Herrschern erhoben, zu tiefst zu verabscheuen waren.<sup>30</sup>

Das Problem bestand allerdings darin, dass das Heilige Römische Reich keine Regierung im modernen Sin-

ne eines einheitlichen Königreichs besaß, die in der Lage gewesen wäre, jedem seine Rechte und Freiheiten zu sichern. Es gab keine Zentralverwaltung, keine regulären Steuereinnahmen, keine Hauptstadt und keine Gerichtshierarchie, die im Namen des Herrschers eine abgeleitete Gerechtigkeit hätte durchsetzen können. Die Macht lag in den Händen der großen weltlichen und kirchlichen Fürsten, und sieben von ihnen, die Kurfürsten, wählten den «römischen König». Erst mit der Kaiserkrönung durch den Papst wurde dieser König dann auch zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Nur mühsam fanden die Landesherren, Kirchenfürsten und Vertreter der freien Reichsstädte, die sich von Zeit zu Zeit zu Reichstagen versammelten, einen Konsens. Von ihrem Herrscher erwarteten sie Führungsstärke, aber diesem fehlten die Zwangsmittel, seinen Willen durchzusetzen. Um zu überzeugen, musste er oft Zugeständnisse machen und Kompromisse schließen, die das bisschen Macht und Einfluss, das er de facto noch besaß, weiter beeinträchtigten. Einer anschaulichen Beschreibung aus dem späten 13. Jahrhundert zufolge zeigte sich der Kaiser nicht als der Adler, den er im Wappen führte, sondern als Specht auf einem morschen Baum.<sup>31</sup>

Die Lösung bestand darin, dass der König beziehungsweise Kaiser seinen privaten Reichtum und seine Hausmacht ausbauen musste, um öffentliche Macht ausüben zu können. Historiker kritisieren eine solche Politik weiterhin und beschuldigen verschiedene Kaiser, vor allem ihre persönliche Machtbasis und deren Erweiterung im Auge gehabt zu haben, statt sich um die übergeordneten Bedürfnisse zu kümmern. Doch genau deshalb, weil sie ihre Territorien in Schwaben so stark erweitert hatten, konnten die Staufer, aus deren Geschlecht Friedrich Barbarossa als Erster zum Kaiser gekrönt wurde, ihren Einfluss so stark zur Geltung bringen. Überdies bemüht-

ten sich die Staufer, in Italien Fuß zu fassen und sich dort eine territoriale Basis zu schaffen. Auf diese Weise gerieten sie jedoch mit dem Papst und allen anderen in Konflikt, die sich um Italiens Reichtümer stritten. In den letzten zwölf Jahren seiner Herrschaft als römischer Kaiser wurde Friedrich II., Barbarossas Enkel, vom Papst zunächst exkommuniziert und schließlich – praktisch allerdings folgenlos – abgesetzt. In den beiden Jahrzehnten nach dem Tod Friedrichs II. im Jahre 1250 kamen sein Sohn, sein unehelicher Erbe und auch sein ältester Enkel in Italien um – der Letztgenannte sogar auf dem Schafott, auf einem Marktplatz in Neapel.

Während des Großen Interregnums von 1250 bis 1273 verflüchtigten sich die letzten Spuren einer geordneten Reichsregierung. Weil es keinerlei Einigkeit gab, wer Nachfolger von Friedrich II. werden sollte, warfen auch unerwartete Außenseiter ihren Hut in den Ring. Aus Gründen, die selbst dessen neuester Biograph nicht schlüssig erklären kann, brachte sich der spanische König Alfons X. von Kastilien als möglicher Herrscher des Reiches in Stellung, ohne sich jedoch die Mühe zu machen, in diesem Reich jemals in Erscheinung zu treten. Sein Rivale Richard von Cornwall, der jüngere Sohn König Johanns von England, erfreute sich so breiter Unterstützung seitens der drei kirchlichen Kurfürsten und etlicher weltlicher Fürsten im Reich, dass er 1257 zum König gewählt wurde. Allerdings ging es ihm in erster Linie darum, die letzten Staufer aus Italien zu verdrängen, um die nicht wirklich existierenden Ansprüche Englands auf Sizilien geltend machen zu können. Bei allen vier Gelegenheiten, bei denen er sich im Reich blicken ließ, war Richard erfolgreich, aber diese Auftritte waren zu kurz und zu selten, um dauerhafte Spuren hinterlassen zu können.<sup>32</sup>

Die staufischen Lande, Institutionen und Steuereinkünfte in Schwaben zerfielen nach dem Tod Friedrichs II. im Jahr 1250. Die Besitzungen der Staufer und selbst die kaiserlichen Ländereien, die mit dem Kaiseramt verbunden und kein Familienbesitz waren, das sogenannte Reichsgut, wurden erobert. Auf Plünderungen folgten bald Fehden und Beutestreitigkeiten. Im allgemeinen Zugriff auf das Staufer-Erbe wurden auch Landesteile eingesackt, die den Stauern niemals gehört hatten. Illegale Zölle wurden erhoben und etliche kleinere Grundherren von ihrem Besitz vertrieben. «Die Tage des Bösen nahen, und das Böse nimmt zu», schrieb ein Chronist um 1270. Über das geschundene Land zogen Büsserprozessionen, deren Teilnehmer sich geißelten, um Gottes Zorn zu besänftigen, und ältere Ketzereien wiederbelebten.<sup>33</sup>

Zu den größten Profiteuren des Staufer-Zusammenbruchs gehörte Graf Rudolf von Habsburg (1218 bis 1291). Als Enkel Rudolfs des Alten hatte Graf Rudolf beim Tod seines Vaters, Albrechts des Weisen, im Jahre 1239 den Großteil der habsburgischen Lande geerbt. Vieles erhielt er nur mit dem Anschein der Legalität, denn er hatte die Erben Kaiser Friedrichs II. bewogen, ihm Ländereien, Steuereinkünfte und Rechte zu überschreiben. Zudem nutzte er den Zusammenbruch der Reichsordnung aus, indem er die Witwe des letzten Grafen von Kyburg ihrer Mitgift beraubte. Seine Habgier schuf ihm Feinde, woraufhin Rudolf nicht weniger als acht Fehden mit seinen Rivalen auszufechten hatte. Fehden sollten zwar nach bestimmten Regeln ausgetragen werden, mit Karenztagen und Rücksichtnahme auf die Verletzten, doch Rudolf war, wie er selber eingestand, ein unersättlicher Krieger. In den zeitgenössischen «Annalen von Basel» erhält man interessante Einblicke: 1269 erschlug Rudolf einige Ritter in Straßburg;

1270 belagerte er drei Tage lang Basel; 1271 erhob er unerhört hohe Steuern, brannte ein Kloster nieder und eroberte einige Dörfer; 1272 zerstörte er Burg Tiefenstein und zog gegen Freiburg zu Felde, wobei er unterwegs mordete und brandschatzte; 1273 machte er das Dorf Klingen dem Erdboden gleich - und so weiter, und so weiter.<sup>34</sup>

Der Tod König Richards von Cornwall im Jahre 1272 gab den Kurfürsten Gelegenheit, zusammenzutreten und wenigstens über die Wiederherstellung der Ordnung intensiver nachzudenken. Trotz des größeren Wahlkollegiums bei der Königswahl Richards im Jahre 1257 herrschte weiterhin weitgehende Einigkeit, dass nur sieben Kurfürsten den König wählen sollten; aber wer genau zu diesem Kollegium gehören sollte, war unklar. Unter immensem Druck von Papst Gregor X. mussten sich die führenden Reichsfürsten vorab verpflichten, dass nur ein einstimmiges Votum zählen sollte, weil eine weitere Spaltung das Reich in einen Bürgerkrieg zu stürzen drohte. Das Problem war allerdings, dass sich kein Kandidat für den Thron aufdrängte.

Der damals mächtigste Fürst im Heiligen Römischen Reich war König Ottokar II. von Böhmen. Er bemühte sich, auch an die Spitze des Heiligen Römischen Reiches zu gelangen, und meinte, weil Böhmen Teil des Reiches war, sollte er den nächsten König des Heiligen Römischen Reiches mitwählen dürfen. Doch Ottokar stieß auf weitgehendes Misstrauen, nicht zuletzt wegen seiner slawischen Herkunft, die ihn disqualifizierte. So übernahm der Herzog von Bayern dessen Rolle als Königswähler. Unter den anderen großen Reichsfürsten gab es jedoch kaum Interesse an der Königswürde. Mehr als zwei Jahrhunderte lang war das Amt des Königs oder Kaisers in die Politik Schwabens und des benachbarten Herzogtums Franken eingebunden gewesen, und zwar

in einem solchen Ausmaß, dass diese beiden Herzogtümer quasi als Inbegriff der kaiserlichen Angelegenheiten des Reiches galten. Die Herzogtümer Brandenburg und Sachsen lagen von diesem Kerngebiet weit entfernt, und deren Herzöge waren vor allem an ihren eigenen Angelegenheiten und an der deutschen Osterweiterung in die slawischen Gebiete hinein interessiert. Die Wittelsbacher Fürsten in Bayern und in der Kurpfalz waren zwar Brüder, lagen jedoch miteinander hinreichend über Kreuz, um sich und ihre Interessen gegenseitig zu sabotieren.<sup>35</sup>

Es gab also im Kurfürstenkollegium niemanden, der an einer Wahl zum König interessiert war oder auch nur entfernt Aussicht auf ein einstimmiges Votum gehabt hätte. Diese Gelegenheit nutzte Rudolf von Habsburg. Er wollte genau das, was andere abgeschreckt hatte: die Verbindung zwischen dem Amt des Kaisers und dem südwestlichen Teil des Heiligen Römischen Reiches – einem Bereich, in dem die Habsburger ohnehin bereits expandierten. Sein Ehrgeiz wurde indes nicht nur von der Territorialpolitik befeuert, sondern Rudolf hielt sich als Patensohn Kaiser Friedrichs II. ohnehin für den dem Thron am nächsten Stehenden – jetzt, da alle natürlichen Erben des Stauferkaisers tot waren. Zudem war er der größte Territorialherr in Schwaben, der Heimatregion der Staufer-Herrscher, auch unter diesem Aspekt einzigartig qualifiziert für die Thronfolge. Rudolf von Habsburg galt also nicht als Außenseiter, sondern als eine Art «Kontinuitäts-Kandidat».<sup>36</sup>

Aus Sicht der Kurfürsten war Rudolf eine gute Wahl. Er war bereits fünfundfünfzig Jahre alt, weshalb von ihm wahrscheinlich keine längerfristige Gefahr drohte. Und weil er sich selbst Territorien der Staufer angeeignet hatte, stand bei Rudolf nicht zu erwarten, dass er als König die Rückgabe der Staufer-Territorien, die sich

andere große Fürsten einverleibt hatten, fordern würde (die sogenannte Revindikation von Reichsgut). Ganz abgesehen von solchen eigennützigen Erwägungen war Rudolf eine imposante Erscheinung. Er war sehr groß – ein Chronist spricht von sieben Fuß, was deutlich über zwei Meter wäre – und damit in seinem Aussehen unverwechselbar. Einem Witz zufolge war allein schon seine lange Nase ein Verkehrshindernis. Hinzu kam, dass damals zwar die meisten großen Fürsten des Reiches dem Papst Kreuzzugsversprechen gegeben hatten, Rudolf hingegen bereits als aktiver Kreuzritter hervorgetreten war – er hatte in den 1250er Jahren von den Burgen der Deutschordensritter im Baltikum aus gegen die heidnischen Pruzen gekämpft. Allerdings handelte es sich bei diesem Einsatz um eine Bußaktion, um Rudolfs Brandstiftung an einem Nonnenkloster zu sühnen. Am 1. Oktober 1273 wurde Rudolf jedenfalls in Frankfurt einstimmig zum König gewählt und am 24. Oktober im Aachener Dom vom Kölner Erzbischof Engelbert II. gekrönt.<sup>37</sup>

Die Zeitgenossen sammelten Dutzende von Anekdoten über Rudolf, seinen Humor, seinen Mut, seine Frömmigkeit und seine Weisheit. Viele dieser Geschichten sind zweifellos auf seine eigene Propaganda zurückzuführen, aber sie verweisen auf einen überschwänglichen Charakter, der in starkem Gegensatz zu dem zahmen Bild steht, das seine Kanzleischreiber von ihm zeichneten: «moderat im Essen und Trinken, wie in allen anderen Dingen». Die wichtigste Lektion indes, die Rudolf in einem langen Leben als Kämpfer und Räuber gelernt hatte, war die große Bedeutung von Geduld und strategischem Denken – weshalb es sicher kein Zufall ist, dass er auch als Schachspieler hervortrat. Seine Rede nach der Krönung in Aachen ist ein Muster vorgeblieber Bescheidenheit: «Heute will ich allen denen jeg-

liche Schuld nachsehen, die mir geschadet haben. Alle Gefangenen sollen frei sein, die in meinen Kerkern schmachten. Ich gelobe von nun an Schirmer des Friedens zu sein, wie ich bisher ein unersättlicher Kriegsmann gewesen.»<sup>38</sup>

Vorerst war Rudolf aber nur König. Um Kaiser zu werden, musste er noch vom Papst in Rom gekrönt werden. Trotzdem sprach er in gehobenem Ton bereits von «Wir und das Reich» und fügte seiner Titelliste eine Bezeichnung hinzu, die bis ins 19. Jahrhundert die Herrscheraura schriftlich kodifizieren sollte: «zu allen Zeiten Mehrer des Reichs». Rudolf hielt sich weitgehend an die Versprechungen seiner Krönungsansprache. Er legte seine Fehden bei, allerdings zu für ihn recht vorteilhaften Bedingungen, und verbündete sich mit den Städten im Rheinland, um die Raubritternester im Rheintal zu beseitigen. Die Ruinen von Burg Sooneck bei Rüdesheim bezeugen noch heute, wie Rudolf die Ordnung wiederherstellte – obwohl Teile der Burg im 19. Jahrhundert im neugotischen Stil wiederaufgebaut wurden. Schön ist auch die Legende, Rudolf habe, nachdem er die Raubritter der nahe gelegenen Burg Reichenstein an den Galgen gebracht hatte, das Galgenholz beim Bau einer Kapelle wiederverwendet, in der dann Messen für die Seelen der Gehängten gelesen wurden.<sup>39</sup>

Nicht weniger bedeutsam war Rudolfs Neuordnung der Verwaltung im Dienste der neuen Reichsordnung. Zuvor hatten bereits viele Herrscher einen «Landfrieden» verkündet, der alle Gewaltanwendung verbot, und für alle Verletzungen dieses Gebots drastische Strafen verhängt. Doch die wenigsten hatten auch angemessene Überwachungs- und Schutzstrukturen geschaffen – woraufhin schon bald Fehden und Faustrecht zurückkehrten. Rudolf jedoch verband den Landfrieden mit der Ernennung von Landvögten als Friedenschützern, die

den Auftrag hatten, die öffentliche Ordnung mit militärischen Mitteln aufrechtzuerhalten. Damit er diese Vögte bezahlen konnte, erhob er 1274 eine allgemeine Steuer, die alle Städte im Reich zu entrichten hatten. Diese Steuerverordnung erneuerte er acht Jahre später. Die Einteilung des Reiches in Bezirke (Vogteien), die jeweils für die Aufrechterhaltung des lokalen Friedens verantwortlich waren, war eine Vorform des ab dem 15. Jahrhundert üblichen Systems der «Reichskreise» – eine Institution der Rechtsdurchsetzung, die bis ins 19. Jahrhundert fortbestand.<sup>40</sup>

Rudolfs Landvögte hatten nicht nur die Aufgabe, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, sondern sie sollten auch alle Güter, die nach 1250 in der Zeit des Interregnums dem Reich verlorengegangen waren, zurückfordern (Revindikation). Diese auch mit Gewaltanwendung verbundene Politik ließ sich in Schwaben und im benachbarten Franken nur mit mäßigem Erfolg durchsetzen. Aber die auf diese Weise zurückgewonnenen Güter fielen direkt Rudolf zu, denn er, der König, galt als rechtmäßiger Besitzer. Rudolf selbst jedoch gab weder die Reichsgüter zurück, die er mit seinen privaten Territorien verschmolzen hatte, noch die anderen Ländereien, die er sich illegal angeeignet hatte. Auch hielt er es nicht für opportun, die guten Beziehungen zu den Wittelsbacher Herzögen in Bayern und in der Kurpfalz dadurch aufs Spiel zu setzen, dass er sie zwang, alle Besitzungen herauszugeben, die sie sich einverleibt hatten.<sup>41</sup>

Das Programm zur Rückgewinnung verlorener kaiserlicher Territorien wurde auch auf legale Rechtsverhältnisse und Ansprüche ausgedehnt. Niemand hatte sich bei Übertretungen in diesen Bereichen so sehr hervor getan wie König Ottokar II. von Böhmen (1232 bis 1278). Bereits als Ottokar noch Anwärter auf den böhmischen Thron war, hatte er das Herzogtum Österreich

besetzt, das 1246 mit dem Tod des letzten Babenberger Herzogs Friedrich II. vakant geworden war. Seine Ansprüche auf das Herzogtum begründete Ottokar mit einer entsprechenden Einladung der österreichischen Adelsstände. Tatsächlich verfügte er wohl über beträchtliche Unterstützung in diesen Kreisen. Um seine Herrschaft zu zementieren, heiratete er sodann die Schwester des Babenbergers Friedrich II., Margarete. Margarete hatte Format. Sie war zuvor mit dem Sohn Kaiser Friedrichs II. verheiratet gewesen, dem abtrünnigen König Heinrich VII. (1242 in Gefangenschaft gestorben). Als Witwe war Margarete dann in ein Kloster gegangen. Inzwischen hatte sie dieses jedoch verlassen, um selbst Ansprüche auf das Herzogtum Österreich geltend zu machen. Mit fast fünfzig Jahren war sie rund drei Jahrzehnte älter als Ottokar. Außer der Tatsache, dass ein Erbe aus dieser Verbindung aus naheliegenden Gründen nicht zu erwarten war, hatte Ottokar noch ein weiteres Problem: Das Herzogtum Österreich war ein Reichslehen und hätte mit dem Erlöschen der Babenberger Linie eigentlich an die Krone zurückfallen müssen, woraufhin der König es an einen Vasallen seiner Wahl hätte neu vergeben können. Trotz der Einladung der österreichischen Stände und trotz seiner Ehe mit einer Babenbergerin gehörte das Herzogtum rechtlich gesehen also nicht Ottokar.

In den folgenden Jahrzehnten dehnte der böhmische König seine Herrschaft auch auf die Steiermark aus, die zuvor vom ungarischen König besetzt gewesen war, sowie auf die benachbarten Herzogtümer Kärnten und Krain - in beiden Fällen aufgrund zweifelhafter Erbsprüche. Als 1253 sein Vater starb, wurde Ottokar König von Böhmen. Der Fall der Babenberger Erbfolge blieb dabei jedoch ungelöst. König Richard von Cornwall hatte Ottokar 1262 zwar als seinen legitimen Thronfolger im

Heiligen Römischen Reich anerkannt, aber Richards eigene Königsherrschaft war umstritten, und der verbliebene Rest an Autorität schwand vollständig, als Richard 1269 ganz nach England zurückgekehrt war. Hinzu kam, dass Ottokar Margarete nach neun Ehejahren 1261 verstiess und sich an ihrer Stelle eine sechzehnjährige ungarische Prinzessin zur Frau nahm. Die propere Kunigunde schenkte Ottokar den ersehnten männlichen Erben. Aber auch das nützte ihm bei der ungeklärten Statusfrage des Herzogtums Österreich nichts.

Ottokar war nicht nur ein Usurpator, er war auch gefährlich. Sein Territorialbesitz war der mit Abstand größte; sein zusammenhängendes Herrschaftsgebiet erstreckte sich an der gesamten Südostflanke des Heiligen Römischen Reiches. Sein Reichtum war sagenhaft und rührte weitgehend aus den böhmischen Gold- und Silberminen her sowie aus den lukrativen Münzprägestätten in seinem Besitz. Einem zeitgenössischen Bericht zufolge lagerten seine Schätze in vier Festungen; ihr Gesamtwert betrug rund zweihunderttausend Silbermark und achthunderttausend Goldmark in Münzen, Barren, Tafelgeschirr und juwelenbestückten Pokalen. Ottokars Jahreseinkommen aus Böhmen wurde darüber hinaus auf rund hunderttausend Silbermark geschätzt; aus den österreichischen Besitzungen kam nochmals ungefähr der gleiche Betrag hinzu. Zum Vergleich: Das Gesamteinkommen des Erzbischofs von Köln, der zu den Kurfürsten gehörte, belief sich damals auf fünfzigtausend Silbermark, das des Herzogs von Bayern auf zwanzigtausend Silbermark. Die Reichseinkünfte des Königs betragen damals nur rund siebentausend Silbermark. Rudolfs von Habsburg berühmter Ausspruch, er benötige keinen Reichskämmerer, weil alles, was er habe, fünf Schillinge in minderwertigen Münzen seien, war also nicht weit von

der Wahrheit entfernt, ebenso wenig wie die Beschreibung König Ottokars als «der goldene König». <sup>42</sup>

Wie Rudolf hatte sich auch Ottokar im Baltikum als Kreuzritter betätigt – sogar zweimal –, und zu seinen Ehren hatten die Deutschordensritter die Stadt, an deren Gründung Ottokar beteiligt war, Königsberg benannt. Für Ottokar war Rudolf ein Nichts, des Königstitels absolut unwürdig, und er zögerte auch nicht, dies dem Papst unverblümt mitzuteilen. Ottokar hatte sich Rudolfs Wahl widersetzt und behauptete auch weiterhin, diese Wahl sei illegal gewesen, weil er nicht daran teilnehmen dürfen. Er stellte seine Ambitionen öffentlich zur Schau: In seiner Korrespondenz ahmte er den kaiserlichen Kanzlei- und Urkundenstil nach, und das Adlerwappen des Reiches zählte zu seinen Lieblingsutensilien. Böhmen war wie Österreich ein Reichslehen, aber Ottokar ignorierte diese Tatsache und behauptete, er regiere nicht im Namen des Kaisers, sondern als Herrscher von Gottes Gnaden. Er habe sein Königreich von jenem empfangen, «durch den die Könige regieren und die Fürsten herrschen». <sup>43</sup>

Doch Rudolf bremste Ottokar aus. Er versöhnte sich mit seinen Feinden und band sie durch Eheschließungen mit seinen Töchtern an sich (er hatte deren sechs zu bieten). Auch stellte er Ottokars Aktionen als Verunglimpfungen nicht seiner Person, sondern der Würde des Heiligen Römischen Reiches dar. Kurz nach seiner Wahl zum König brachte Rudolf einen Reichstag dazu, Ottokar wegen Vereinnahmung von Land, das rechtmäßig dem Heiligen Römischen Reich gehörte, zu verurteilen. Als Ottokar sich weigerte, diesem Beschluss Folge zu leisten, wurde er mit der Reichsacht belegt und für vogelfrei erklärt – niemand durfte ihn aufnehmen, er hätte im Wald hausen müssen, und jedermann hätte ihn rechtmäßig töten können. Um diesen Beschluss zu unterstreichen,

wurde Ottokar obendrein vom Erzbischof von Mainz exkommuniziert. Der Bischof sprach Ottokars Untertanen von der Eidespflicht los. Solange Ottokar König von Böhmen sei, dürften in Böhmen zudem die Sakramente nicht mehr gefeiert werden. Daraufhin kam das gesamte religiöse Leben in Böhmen zum Stillstand.<sup>44</sup>

Rudolf wartete ab, vergrößerte die Zahl seiner Verbündeten und streute Gerüchte – der Papst habe den «goldenen König» ebenfalls exkommuniziert; Ottokar habe seine zehnjährige Tochter in ein Kloster gesperrt, um sie daran zu hindern, einen von Rudolfs Söhnen zu heiraten; ein Einsiedler habe von einer Sphinx geträumt, die Ottokars unmittelbar bevorstehende Niederlage prophezeit habe, und dergleichen mehr. Im Spätsommer 1276 schlug Rudolf schließlich zu. Er griff entlang der Donau an, und nicht in Böhmen, wie Ottokar erwartet hatte. Als er mit Rebellionen in der böhmischen Heimat konfrontiert war und Rudolf bereits vor Wien stand, kapitulierte Ottokar. In einer zeitgenössischen Chronik wird geschildert, wie er sich in prächtigen Gewändern Rudolf unterwarf. Rudolf selbst empfing den «goldenen König» in einfachster Kleidung und sagte: «Der König Böhmens hat meinen grauen Mantel oft verspottet, darum soll nun mein grauer Mantel sich über ihn lustig machen!» Ottokar warf sich vor Rudolf in den Staub, während der auf einem Schemel saß und ihm das Königreich Böhmen als Reichslehen erneut übertrug. Die österreichischen Lande erhielt Ottokar jedoch nicht zurück; die übertrug Rudolf nun sich selbst.<sup>45</sup>



Rudolf von Habsburg belehnt König Ottokar mit Böhmen, dafür verzichtet dieser auf Österreich. Holzstich von 1855 nach einer Zeichnung von Hermann Freihold Plüddemann.

Das Bild des übermächtigen und prächtig herausgeputzten Königs, der sich vor seinem schlicht gekleideten Gegner erniedrigt, ist ein mittelalterliches Sinnbild mit dem Zweck, Rudolfs Demut zu unterstreichen. Ganz offenkundig hatte Ottokar jedoch nicht die Absicht, Rudolf die Treue zu halten. Nach Böhmen zurückgekehrt, nutzte er seinen Reichtum, um Rudolfs frühere Verbündete zu bestechen und die Unzufriedenheit mit der Habsburger Herrschaft in Österreich zu schüren. Daraufhin brach der Krieg im Sommer 1278 erneut aus, wobei sich Rudolf ausschließlich auf in Ungarn rekrutierte Truppen verließ. In der Schlacht auf dem Marchfeld bei Dürnkrut, vierzig Kilometer nordöstlich von Wien, stießen die beiden Heere aufeinander. Mit rund zehntausend Soldaten war Rudolfs Armee zahlenmäßig überlegen, aber sei-

ne Truppen bestanden überwiegend aus leichter Kavallerie und Infanterie. Darum griff Rudolf zu einer Kriegslüge und brach damit die Spielregeln ritterlicher Kriegsführung, in denen List und Täuschung verpönt waren: Rudolf versteckte seine Reserve von einigen hundert schwerbewaffneten Rittern abseits des Schlachtfeldes. Diese stürmten in einem kritischen Augenblick hervor und stürzten sich auf die Flanke des gegnerischen Heeres. So wurde Ottokars Armee besiegt und der böhmische König getötet. Überdies schändeten Rudolfs Truppen Ottokars Leiche; sie nahmen dem König seine kostbare Rüstung ab und hackten mit ihren Schwertern auf den Toten ein.

Um sicherzustellen, dass kein Prätendent auftauchen und behaupten konnte, König Ottokar zu sein, ließ Rudolf der königlichen Leiche die Eingeweide entnehmen, um die Verwesung hinauszuzögern. Anschließend stellte er den Leichnam in Wien mehr als sechs Monate lang öffentlich zur Schau. Im folgenden Jahr, 1279, wurde er nach Böhmen überführt, wo er im Prager Veitsdom seine letzte Ruhestätte fand – bis auf den heutigen Tag. Die Grabplatte zeigt eine plastische Darstellung des Königs aus dem 14. Jahrhundert, die von deutschen Kunsthistorikern in eigentümlicher Terminologie als «dumpf-erregt» beschrieben wurde. Rudolf nahm das Königreich Böhmen jedoch nicht in seinen Besitz, weil er das für ein hoffnungsloses Unterfangen hielt, sondern verheiratete seine letzte ledige Tochter mit Ottokars Sohn und Erben, Wenzel II., der beim Tod seines Vaters erst sieben Jahre alt war. Er galt als zügellos und kränklich.<sup>46</sup>

Die letzte Phase von Rudolfs Herrschaft bis zu seinem Tod im Jahre 1291 war von Fehlschlägen gekennzeichnet. Er schaffte es nicht mehr, sich vom Papst zum Kaiser krönen zu lassen, sondern musste sich mit dem Königstitel begnügen. Wie all seinen Vorgängern gelang es auch

ihm nicht, eine Erbmonarchie im Heiligen Römischen Reich zu etablieren. Stattdessen füllte er ersatzweise die Ränge der Kurfürsten des Reiches mit seinen Parteigängern, deren Loyalität er sich durch Einheirat gesichert hatte. Auch Rudolfs Versuch, das Herzogtum Schwaben für seine Erben in alter Größe wiederzuerrichten, blieb erfolglos, nicht zuletzt, weil bis auf einen alle seine Söhne vor ihm starben.<sup>47</sup>

In Dantes «Purgatorio», verfasst im 14. Jahrhundert, sind Rudolf und Ottokar vereint im «Tal der säumigen Fürsten» anzutreffen, das für all jene Monarchen vorgesehen ist, die um des irdischen Ruhmes willen ihre Seelen vernachlässigt haben. Dort tröstet Ottokar Rudolf. Der epische Konflikt zwischen Rudolf und dem «goldenen König» bestimmte jedoch weit mehr als nur ihre individuellen Schicksale. Die Einverleibung der österreichischen Erblande verschaffte Rudolf die Herrschaft über einen beträchtlichen Teil Mitteleuropas, was die Geschicke der Habsburger nachhaltig veränderte. Denn die Erweiterung des schwäbischen Territorialbesitzes um große konsolidierte Gebiete im Osten versetzte das Haus Habsburg in die Lage, das Heilige Römische Reich umzugestalten. Sie gab den Habsburgern die Möglichkeit, Privatressourcen in öffentliche Macht umzuwandeln und Regierungsfähigkeit zu demonstrieren. Allerdings sollte sich zeigen, dass dieser Aufbruch des neuen Herrscherhauses ein Fehlstart war – für das Heilige Römische Reich ebenso wie für die Habsburger.<sup>48</sup>

[...]

# Endnoten

1 Vgl. Friedrich B. Polleroß, «Tradition und Recreation. Die Residenzen der österreichischen Habsburger in der frühen Neuzeit (1490–1780)», *Majestas* 6 (1998), S. 91–148, Zitat S. 100.

2 Vgl. Matthias Müller, «Der Anachronismus als Modernität. Die Wiener Hofburg als programmatisches Leitbild für den frühneuzeitlichen Residenzbau im Alten Reich», in: *Krakau, Prag und Wien. Funktionen von Metropolen im frühmodernen Staat*, Hg. Marina Dmitrieva und Karen Lamprecht, Stuttgart 2000, S. 313–329, bes. S. 323; Luis Weckmann, *The Medieval Heritage of Mexico*, Bd. 1, New York 1992, S. 577–581.

3 Vgl. Ignaz von Mosel, *Geschichte der kaiserl. königl. Bibliothek zu Wien*, Wien 1835, S. 73 f., 96, 104 f.

4 Vgl. Johannes Frimmel, ««Verliebte Dummheiten und ekelhafte Nuditäten». Der Verleger Johann Mösle, die Priapische Dichterlaune und der Erotika-Vertrieb im josephinischen Wien», *Das achtzehnte Jahrhundert*, 42:2 (2018), S. 237–251.

5 Vgl. Werner Telesko, *Geschichtsraum Österreich. Die Habsburger und ihre Geschichte in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts*, Wien, Köln und Weimar 2006, S. 178; von Mosel, *Geschichte der kaiserl. königl. Bibliothek*, S. 123 f.

6 In der Antike dagegen lautete das Motto an den Säulen des Herkules (d. h. an der Straße von Gibraltar) «Non plus ultra» («Hier geht es nicht mehr weiter»). «Plus ultra» ist der Gegenentwurf zur geographischen Beschränkung der antiken Weltansicht. (A. d. Ü.)

7 Vgl. Alphons Lhotsky, «AEIOU. Die Devise Kaiser Friedrichs III. und sein Notizbuch», in: Lhotsky, *Aufsät-*

ze und Vorträge, Bd. 2, Wien 1971, S. 164–222, bes. S. 172.

**8** Vgl. von Mosel, *Geschichte der kaiserl. königl. Bibliothek*, S. 132.

**9** Vgl. Anna Coreth, *Pietas Austriaca*, West Lafayette, IN, 2004, S. 13–16.

**10** Diese Figur steht heute im Speisesaal von Schloss Habsburg in der Schweiz.

**11** Vgl. Marie Tanner, *The Last Descendant of Aeneas: The Hapsburgs and the Mythic Image of the Emperor*, New Haven, CT 1992, Zitat S. 122.

**12** Vgl. Paul Gwynne, «<Tu alter Caesar eris>: Maximilian I, Vladislav II, Johannes Michael Nagonius and the Renovatio Imperii», *Renaissance Studies* 10 (1996), S. 56–71.

**13** Vgl. dazu Margaret Mann Phillips, *The «Adages» of Erasmus: A Study with Translations*, Cambridge 1964, S. 224 f. und 243.

**14** *Urkundenbuch der Stadt Braunschweig*, Bd. 1, Hg. Ludwig Hänselmann, Braunschweig 1873, S. 294.

**15** Martyn Rady, *Emperor Charles V*, Harlow 1988, S. 36.

**16** Vgl. Otto Forst, *Ahnen-Tafel seiner kaiserlichen u. königlichen Hoheit des durchlautigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este*, Wien und Leipzig 1910.

**17** Vgl. Harold Steinacker, «Zur Herkunft und ältesten Geschichte des Hauses Habsburg», *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, NF 19 (1904), S. 181–244, 359–433 (bes. S. 233–238).

**18** Vgl. zu den Reliquien *Acta Murensia. Die Akten des Klosters Muri mit der Genealogie der frühen Habsburger*, Hg. Charlotte Bretscher-Gisiger und Christian Sieber, Basel 2012, S. 73–123.

19 Vgl. *Acta Murensia*, S. 23; Albert Brackmann, *Zur Geschichte der Hirsauer Reformbewegung im XII. Jahrhundert*, Berlin 1928, S. 6.

20 Vgl. *Acta Murensia*, S. 300–303; Jean-Jacques Siegrist, «Die Acta Murensia und die Frühhabsburger», *Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 98 (1986), S. 5–21 (bes. S. 11).

21 Vgl. *Acta Murensia*, S. 35–37; Brackmann, *Zur Geschichte der Hirsauer Reformbewegung*, S. 27; die zitierte moderne Darstellung stammt von Hans-Ulrich Stoldt, «Rehpfeffer <Radbot>», in: *Spiegel Geschichte*, 2009, Nr. 6 (<https://www.spiegel.de/spiegel/spiegelgeschichte/d-67892017.html>).

22 Vgl. J. Müller, *Der Aargau. Seine politische, Rechts-, Kultur- und Sitten-Geschichte*, Zürich 1870, S. 418–446.

23 Vgl. C. H. Herford, *The Age of Wordsworth*, London 1945, S. 41.

24 Vgl. Grete Klingenstein, «The Meanings of <Austria> and <Austrian> in the Eighteenth Century», in: *Royal and Republican Sovereignty in Early Modern Europe*, Hg. Robert Oresko u. a., Cambridge 1997, S. 423–478 (bes. S. 440); zu den Grafen von Denbigh vgl. J. H. Round, *Studies in Peerage and Family History*, Bd. 2, London 1901, S. 14 f.

25 Zu den Zollstationen vgl. Fritz Glauser, «Der internationale Gotthardtransit im Lichte des Luzerner Zentnerzolls von 1493 bis 1505», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 18 (1968), S. 177–245 (bes. S. 182); zu den Abgaben in Windisch vgl. *Das Habsburg-österreichische Urbarbuch*, Hg. Franz Pfeiffer, Stuttgart 1850, S. 149.

26 Vgl. Jörg Wettlaufer, *Das Herrenrecht der ersten Nacht. Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Frankfurt/Main und

New York 1999, S. 251; Johannes von Müller, *Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft*, Bd. 2, Stuttgart und Tübingen 1832, S. 157; Konrad Glaetli, *Sagen aus dem Zürcher Oberland*, Winterthur 1951, S. 20; Le Doyen Bridel, *Glossaire du Patois de la Suisse romande*, Lausanne 1866, S. 121. Allgemeiner dazu Tom Scott, «Liberty and Community in Medieval Switzerland», *German History* 13 (1993), S. 98–113 (bes. S. 101 f.).

27 Vgl. Werner Wild, «Habsburger und Burgenbau in den <Vorderen Landen>», in *Die Habsburger zwischen Aare und Bodensee*, Hg. Peter Niederhäuser, 2. Aufl. Zürich 2010, S. 34–60.

28 Vgl. Oswald Redlich, *Rudolf von Habsburg*, Innsbruck 1903, S. 11, 17.

29 Vgl. Peter Blickle, *Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten. Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland*, 2. Aufl. München 2006, S. 76–78; Hans Erich Feine, «Die Territorialbildung der Habsburger im deutschen Südwesten», *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* (Germanistische Abteilung) 67 (1950), S. 176–308 (bes. S. 188).

30 Vgl. zur Kaiserswerther Inschrift Barbara Haupt, *Das Fest in der Dichtung. Untersuchungen zur historischen Semantik eines literarischen Motivs in der mittelhochdeutschen Epik*, Düsseldorf 1989, S. 40.

31 Vgl. Len Scales, *The Shaping of German Identity: Authority and Crisis, 1245–1414*, Cambridge 2012, S. 234.

32 Vgl. H. Salvador Martínez, *Alfonso X, the Learned: A Biography*, Leiden und Boston 2010, S. 121–135; Armin Wolf, *Die Entstehung des Kurfürstenkollegs 1198–1298*, Idstein 1998, S. 43–46; Björn Weiler, «Image and Reality in Richard of Cornwall's German Career», *English Historical Review* 113 (1998), S. 1111–1142.

- 33** Vgl. *Monumenta Germaniae Historica*, Scriptorum (im Folgenden MGH SS), Bd. xxv, S. 350.
- 34** Vgl. *Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Annalen und Chronik von Kolmar*, Hg. H. Pabst, Berlin 1867, S. 10–13.
- 35** Vgl. zur Verbindung von Schwaben und Franken mit der deutschen Monarchie Peter Moraw, «Franken als königsnahe Landschaft im späten Mittelalter», *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 112 (1976), S. 123–138 (bes. S. 137 f.).
- 36** Vgl. Oswald Redlich, *Rudolf von Habsburg*, Innsbruck 1903, S. 160 f.
- 37** Vgl. MGH, Scriptorum rer. Germ. in usum schol., Bd. xxxvi, 1, S. 247.
- 38** Vgl. zu den zeitgenössischen Urteilen über Rudolf Othmar Schönhuth, *Anekdoten und Sprüche zur Charakteristik König Rudolphs von Habsburg*, Canstatt 1841, und *Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit*, 1867, S. 122. Zu Rudolf als Schachspieler Wilhelm Wackernagel, «Das Schachspiel im Mittelalter», in: Wackernagel, *Kleinere Schriften*, Leipzig 1872, Bd. 1, S. 107–127 (bes. S. 113). Zur Ansprache in Aachen: Redlich, *Rudolf von Habsburg*, S. 168.
- 39** Vgl. zum kaiserlich-imperialen Stil Eckhard Müller-Mertens, «Imperium und Regnum im Verhältnis zwischen Wormser Konkordat und Goldener Bulle», *Historische Zeitschrift* 284 (2007), S. 561–595 (bes. S. 578).
- 40** Vgl. Winfried Dotzauer, *Die deutschen Reichskreise (1383–1806)*, Stuttgart 1998, S. 23 f.; *Handbuch der Bayerischen Geschichte*, Bd. 3 (Franken, Schwaben, Oberpfalz), Hg. Max Spindler, München 1971, Teil 2, S. 904 (Autor: Adolf Layer).
- 41** Vgl. *Handbuch der Bayerischen Geschichte*, Bd. 3, Teil 1, S. 163 (Autor: Alois Gerlich).

- 42 Zu Ottokars Reichtum vgl. MGH SS, Bd. xviii, S. 571. Vgl. auch Jörg K. Hoensch, *Přemysl Otakar II. von Böhmen. Der goldene König*, Graz 1989, S. 64, 80; MGH SS, Bd. ix, S. 187; Scales, *The Shaping of German Identity*, S. 92.
- 43 Vgl. Jiří Kuthan, *Přemysl Ottokar II. König, Bauherr und Mäzen*, Wien, Köln und Weimar 1996, S. 31 - 49 (Zitat S. 49).
- 44 Vgl. Johann Franzl, *Rudolf I. Der erste Habsburger auf dem deutschen Thron*, Graz 1986, S. 120.
- 45 Vgl. MGH SS, Bd. xvii, S. 249.
- 46 Vgl. zu Ottokars Grabmal *Prague: The Crown of Bohemia 1347-1437*, Hg. Barbara Drake Boehm und Jiří Fajt, New York 2005, S. 195.
- 47 Vgl. Augustin Demski, *Papst Nikolaus III.*, Münster 1903, S. 175.
- 48 Dante, *Purgatorio*, 7. Gesang, Vers 97-102.